

SCHALOM

ZEITUNG DES JÜDISCHEN MUSEUMS WESTFALEN

OKTOBER 2022
NR. 91



5

LAUMER
LOUNGE

6

RIAS NRW

13

ZEITZEUGEN
IN DORSTEN

20

REZENSIONEN

21

KZ-GEDENKSTÄTTE
PORTA WESTFALICA

30

BESUCH IN
SOLINGEN

UND MEHR...

Ab Ende November zeigen wir erneut eine Kunstausstellung: Der in Stuttgart lebende israelische Künstler **Abi Shek** zeigt bei uns eine Auswahl seiner monumentalen Tierdrucke und -zeichnungen sowie mehrere Skulpturen. Es geht dabei um das Ineinandergreifen von Kultur und Natur. **Seite 8.**

מוזיאון יהודי
וסטפליה Jüdisches
Museum
Westfalen

Dialog? Fehlanzeige!



aus der »Out of Egypt« Serie
(2021) von Małgorzata Mirga-Tas

documenta 15 – Wäre es besser gewesen, aus Protest daheimzubleiben? Ich wollte mir selbst ein Bild machen und freute mich auch über die spannenden

Kunstwerke, die ich gesehen habe, die mit ihren Mitteln Machtverhältnisse kritisieren und zur politischen Aktion aufrufen. Etwa die Installation des ostafrikanischen Nest Collective »Return to Sender – Delivery Details« (2022), das auf der Wiese vor der Orangerie neben Packen von gepresstem Elektroschrott aus Europa auch eine Hütte aus Bündeln gepresster Kleider aufgestellt hatte. Im Innern konnte man von Expert*innen erfahren, wie unsere Kleiderspenden die afrikanische Bekleidungsindustrie zerstören.

Die Wandbehänge der polnischen Romnja Künstlerin Małgorzata Mirga-Tas, welche in ihrer »Out of Egypt« Serie (2021) die Drucke von Jacques Callot (Darstellungen von Sinti*innen und Rom*nja aus dem 17. Jahrhundert) mit Stofffragmenten neu interpretiert und ihnen so ein positives Narrativ entgegengesetzt, gehören zu den zahlreichen Werken marginalisierter Künstler*innen, die es in Kassel auch zu entdecken gab.

Trotzdem hätte die Ausstellung nach der ersten Manifestation von antisemitischen

Inhalten nicht wie gehabt weitergehen dürfen. Dass ein Werk wie das antisemitische »People's Justice« von Taring Padi überhaupt dort gezeigt werden sollte, ist ein Skandal. Die Reaktion der Leitung auf die darauffolgende Kritik, setzt dem einen zweiten obendrauf.

Bezeichnend scheint mir dafür, wie die künstlerische Leitung mit Meron Mendel, dem Direktor der Bildungsstätte Anne Frank, umsprang, der trotz der bekannten Diskussionen im Vorfeld unvoreingenommen blieb und während des Skandals vergeblich mehrmals seine Expertise und Dialogbereitschaft anbot und in den letzten Wochen sogar Zeit an einem Stand in Kassel zum Ideenaustausch verbrachte. Sein Fazit war: »Der Dialog ist tot [es lebe der Dialog!]«. Ein solches Fazit ist für unseren gesellschaftlichen Umgang miteinander fatal, es lässt aber auch um die Bedeutung von Kunst bangen, denn wenn Dialog nicht ein Ziel ist, ist sie dann nicht »art pour l'art«?

Kathrin Pieren



»Return to Sender« von Nest Collective (2022) alle Bilder JMW, Kathrin Pieren

Aus den jüdischen Gemeinden

BIELEFELD

Natalya Verzhbovska, die 2015 ordinierte erste Frau im Rabbinatsamt für Nordrhein-Westfalen und seither in den drei liberalen jüdischen Gemeinden Unna, Oberhausen und Köln tätig, hat im April ihr neues Amt in Bielefeld angetreten: In der dortigen Synagoge Beit Tikwa, wo sie damals in ihr Amt eingeführt wurde, ist sie nun Gemeinderabbinerin geworden. Einmal im Monat amtiert sie noch weiterhin in der Unnaer Gemeinde. Ihr ebenfalls als Rabbiner ausgebildeter Mann Alexander Lyskovoy wird in der Bielefelder Gemeinde Religionsunterricht erteilen. Ihre Herkunft aus Kyiw wird ihr auch dort zugutekommen, wo es um die Betreuung der zahlreichen aktuellen Ukraine-Flüchtlinge in der neuen Gemeinde gehen wird.



Foto: Tobias Barniske/dpa

DETMOLD-HERFORD

Ein fast 100 Jahre als Synagoge genutztes, weitgehend in Vergessenheit geratenes Gebäude sorgt in Detmold für Kontroversen: Der Eigentümer eines langsam verfallenden Fachwerkbauwerks

aus dem Jahre 1633 (damit zählt es zu den ältesten erhaltenen Synagogen in Nordwestdeutschland) möchte dieses gern abreißen, um Raum für Parkplätze zu gewinnen. Es handelt sich um einen Rechtsanwalt, der mehrfach bekannte Rechtsextremisten vor Gericht vertreten hat und 2002 auch selbst wegen Volksverhetzung vom Detmolder Landgericht verurteilt worden war. Er behauptet, sich vergeblich um Fördermittel für eine Restaurierung bemüht zu haben. Die kleine jüdische Gemeinde Detmold-Herford hat sich wie viele andere für eine Erhaltung des geschichtsträchtigen Baus als Begegnungsstätte ausgesprochen. Die Denkmalschutzbehörden streben an, einen Abriss zu verhindern, und die Stadt prüft einen eventuellen Erwerb. Doch es besteht Grund zur Eile – der Gemeindevorsitzende Prof. Matitjahu Kellig erklärte: »Das Gebäude könnte jederzeit zusammenstürzen, wenn einmal ein Sturm oder ein heftiges Gewitter aufzieht.«

DORTMUND

Der Geschäftsführer der jüdischen Kultusgemeinde Groß-Dortmund, Leonid Chraga, ist zum Vorsitzenden des Integrationsrats der Stadt Dortmund gewählt worden. Das 2020 mit der Kommunalwahl neu gewählte Gremium, in dem muslimisch geprägte Vertreter die Mehrheit stellen, wählte den (auf der Liste der SPD gewählten) 41-Jährigen im Frühjahr 2022. Auf seinem Programm steht vor allem die Auseinandersetzung mit Diskriminierungen aller Art (»Rassismus, Antisemitismus, Antiziganismus und Muslimfeindlichkeit«) und Vorurteilen (nicht nur gegen, sondern auch unter Migranten). Er erklärte, sich auch um weniger bekannte migrantische Communities, wie etwa die uigurische, kümmern zu wollen.

Der russische Überfall auf die Ukraine beschäftigt auch die jüdischen Gemeinden stark, gibt es doch verwandtschaftliche Bindungen zu beiden Seiten. Eine

schnelle Nothilfe für die gegenwärtigen Ukraine-Flüchtlinge entstand an mehreren Orten, u.a. in Dortmund: Hier wurden vom ersten Tag des Krieges an Sachspenden gesammelt, Transporte und Unterkünfte organisiert, Behördenbesuche begleitet, Jugend- und Sportaktivitäten angeboten; mehr als 100 Menschen machten davon schon in den ersten Wochen Gebrauch.

BOCHUM

Dem Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde Bochum-Herne-Hattingen Grigoriy Rabinovich, hat die Stadt Bochum den Ehrenring der Stadt verliehen. Diese Ehrung galt der von ihm mitverantworteten Wiederbelebung jüdischen Lebens in der Stadt, auch manifestiert im Synagogen-Neubau, aber auch der mutigen Präsenz des Gemeindevertreters in Stadtgesellschaft und Region. Bochums Oberbürgermeister Eiskirch erklärte angesichts der 20-jährigen Amtszeit des Geehrten: »Durch sein kontinuierliches Engagement hat er enorm dazu beigetragen, dass jüdisches Leben in Bochum in all seinen Facetten wieder sichtbar ist«

DUISBURG

In der Drei-Städte-Gemeinde Duisburg-Mülheim-Oberhausen haben im Frühjahr 2022 Gemeinderatswahlen stattgefunden. In den Gemeindevorstand wurden anschließend gewählt Dmitrij Yegudin (als Vorstandsvizender), Bella Boguliova, Alexander Drehmann, Kirsten Spielmann und Tetyana Cehrnyak.

MÜNSTER

Auch die Münsteraner jüdische Gemeinde hat eine neue Leitung. Nach 28 Jahren, in denen Sharon Fehr als Vorsitzender amtierte, wurde ein Generationenwechsel erreicht: Als neuer geschäftsführender Vorsitzender wurde



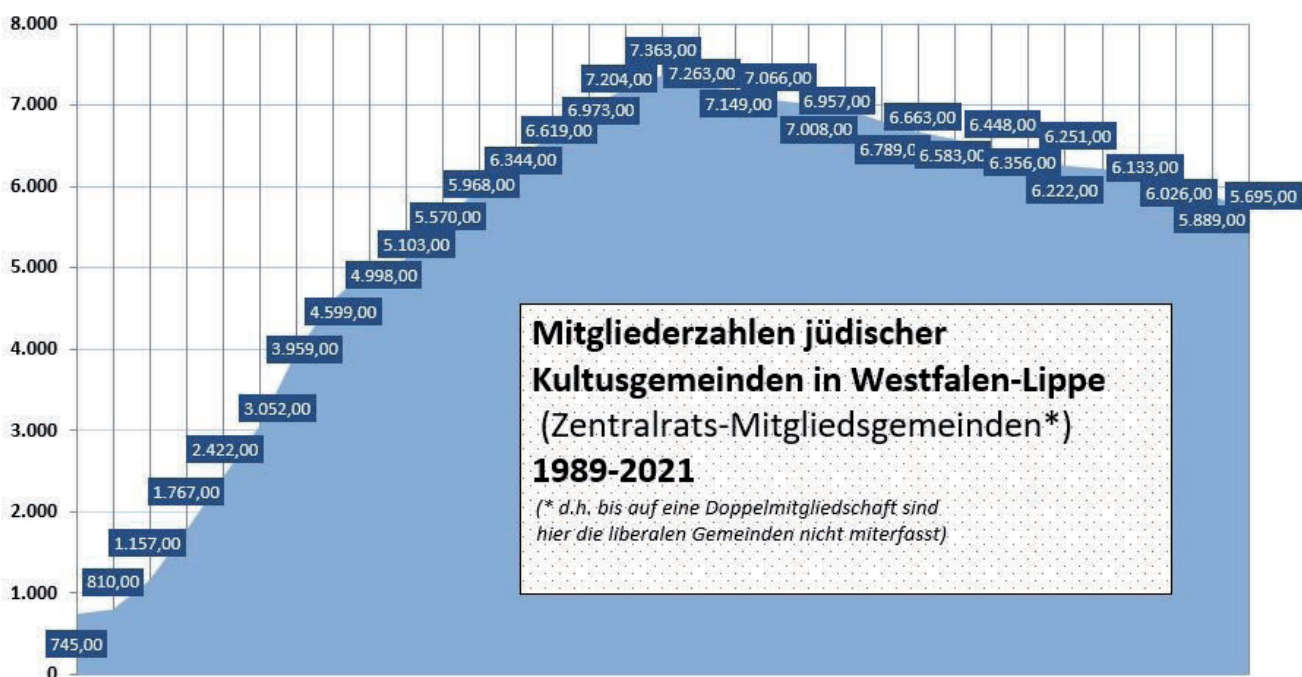
Der neue Vorstand in Münster (Foto: Jüdische Gemeinde Münster)

im Juni 2022 nach der Neuwahl der Gemeindevertretung Mike Khunger gewählt, als seine Stellvertreterinnen werden Dr. Karina von Hoensbroech

und Raisa Goldina fungieren. Khunger ist 29 Jahre alt, Rechtsreferendar und hatte bei den Gemeinderats-Wahlen den höchsten Stimmenanteil erzielt.

MITGLIEDERENTWICKLUNG

Wie die neueste Jahresstatistik der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland ausweist, sind die Mitgliederzahlen der jüdischen Gemeinden auch 2021 weiter langsam gesunken. Einige Gemeinden schrumpfen schneller als andere; z.B. ist die Berliner schon seit 2018 nicht mehr die größte Gemeinde, vielmehr die Münchner. »Aus dem Trend ist Gewissheit geworden: Die Gemeinden werden insgesamt älter und kleiner«, schrieb der Blogger Chajm Guski dazu, und fügte an Fragen hinzu: »Was bedeutet das für Gemeinden, die unter dem Eindruck ‚großer‘ Zahlen in den 2000er Jahren Infrastrukturen für wachsende Gemeinden geschaffen haben, für die Zukunft? ... Welche Möglichkeiten ergeben sich für eine attraktive Universitätsstadt, wie Münster es ist, in der Zukunft? Wie muss die Struktur für eine wachsende Zahl von Senioren aussehen? Welche Einrichtungen werden benötigt?« Und er empfiehlt auch, sich der nicht ganz kleinen Gruppe der Ausgetretenen zuzuwenden.



»Die Juden sind nicht klein zu kriegen«

Laumer Lounge: jüdischer Widerstand gestern und heute

»Hört auf, jüdische Menschen immer nur als Opfer darzustellen« fordern Ruben Gerczikow und Monty Ott in ihrem Gastbeitrag bei ze.tt zum Kurzfilm Masei Tov Cocktail. Die Besonderheit des Films: er zeigt einen jüdischen Protagonisten, der, nachdem er antisemitisch beleidigt wurde, eine Reaktion wählt, die in der medialen Darstellung von Juden*Jüdinnen ungewöhnlich ist: er wird wütend und schlägt zu. Die Darstellung in Masei Tov Cocktail sprengt das gängige Narrativ der weißen christlichen Mehrheitsgesellschaft, die immer wieder Juden*Jüdinnen als Opfer, die nicht wehrhaft waren und sind, erzählt. Eine Gesellschaft, die sich als Erinnerungsweltmeister stilisiert, gleichzeitig Antisemitismus verharmlost, relativiert oder ihn schlicht leugnet, ihn nicht sehen will – eine massive Bedrohung.

Ruben Gerczikow und Monty Ott sind jüdische Aktivist*innen und Publizisten, die immer wieder mit der Stereotypisierung und diesem Narrativ konfrontiert sind. Sie gründeten 2020 das Medienprojekt Laumer Lounge: »[Es] ist der Versuch, eine emanzipatorische Antwort auf die gegenwärtige antisemitische Bedrohungslage zu geben. Es ist der Versuch, sich nicht von der Angst stumm machen zu lassen. Es ist der Versuch, sich nicht durch Hetze und Gewalt lähmen zu lassen. Nicht umsonst erinnert der Name an das Café Laumer, in dem sich bereits in den zwanziger Jahren Personen wie Karl Mannheim, Max Horkheimer, Theodor W. Adorno zum »Kränzchen« trafen. Und auch in den 60er Jahren kamen dort Vertreter*innen der Frankfurter Schule zusammen. Das Gespräch hatte für sie herausragende Bedeutung, denn dabei wurde nach Erkenntnis gestrebt und Kritik formuliert. Dieses Ziel verfolgt auch Laumer Lounge: Gesellschaftskritik aus einer jüdischen Perspektive. [...]« (via [instagram @laumer_lounge](https://www.instagram.com/laumer_lounge)). Regelmäßig zeigen sie in verschiedenen Veranstaltungsformaten, dass Jude*Jüdin zu sein nicht darauf begrenzt ist, Opfer von Antisemitismus, Nachkomm*in von Opfern der

Shoah und Sprecher*in für Israel sowie Expert*in für den Israel-Palästina-Konflikt zu sein. Das Judentum ist als Kultur und Religion in Deutschland und weltweit vielfältig und stets im Wandel. Bei Monty Ott zum Beispiel liegt »bei jüdisch sein [...] die Betonung auf dem ‚sein‘. Denn es ist erstmal eine Tatsache, die mein Leben grundiert. Ich verorte mich in einer Jahrtausende währenden Zivilisation. Von diesem Standpunkt aus darüber nachzudenken, was mein jüdisches ‚Tun‘ ist, das ist meine jüdische Identität.«

Jüdisches ‚Tun‘ aus einer jüdischen Perspektive im Kontext unserer Gesellschaft zeigen Monty und Ruben auch darin, indem sie Geschichten vom jüdischen Widerstand während des Nationalsozialismus erzählen und auch von heutiger Wehrhaftigkeit – sie machen etwas sichtbar und geben Raum, was wenig Aufmerksamkeit bekommt, möglicherweise auch ignoriert und verdrängt wird, da es nicht ins Bild passt.

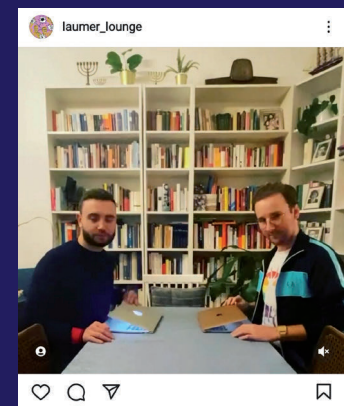
Neben Laumer Lounge engagieren sich die beiden in zahlreichen Themengebieten und Organisationen: Monty Ott forscht in seinem Dissertationsprojekt zu »Queerem Judentum in Deutschland« und ist Gründungsmitglied von Keshet e.V. Ruben Gerczikow war Vizepräsident der European Union of Jewish Students und der Jüdischen Studierendenunion Deutschlands. Wegen seines unermüdlichen Einsatzes gibt es heute in Frankfurt eine Gedenktafel für Blanka Zmigrod. Beide publizieren regelmäßig in namhaften Medien zur deutschen Erinnerungskultur, Kontinuitäten des Antisemitismus, Rechtsextremismus, Verschwörungsmethoden und jüdischem Widerstand.

Ende dieses Jahres erscheint ihr erstes gemeinsames Buch »Wir lassen uns nicht unterkriegen. Junge jüdische Politik in Deutschland«. Das Buch umfasst eine Reportage über junge jüdische Menschen, die sich aktiv an verschiedenen gesellschaftspolitischen Diskursen beteiligen und sich damit sichtbar machen, aber auch auf Grund ihrer Identität

angreifbar machen. Es zeigt, »wie eine junge Generation von Jüdinnen*Juden ein neues Selbstbewusstsein entwickelt, durch das sie Handlungsmacht in dieser Gesellschaft besitzen.«

Vanessa Eisenhardt

@laumer_lounge auf Instagram



Ruben Gerczikow und Monty Ott: »Kurzfilm Masei Tov Cocktail: Hört auf, jüdische Menschen immer nur als Opfer darzustellen« in ze.tt



Zwei Jahre nach Halle – ein Interview mit Monty Ott



Monty Ott: »Weg mit den Straßennamen!« taz. die tageszeitung vom 14.02.2022

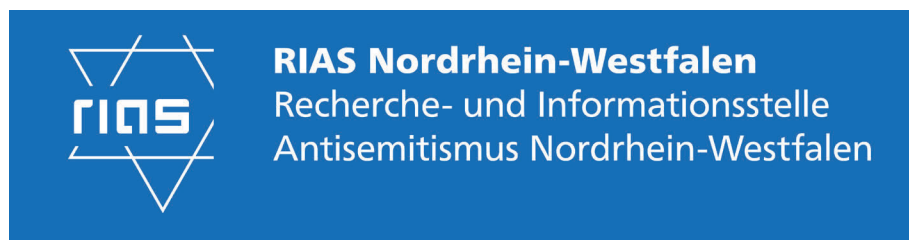


Landesweite Meldestelle für antisemitische Vorfälle

RIAS NRW bekämpft Antisemitismus und unterstützt Betroffene

Wie die zahlreichen antisemitischen Übergriffe in den letzten Monaten verdeutlichen, ist Antisemitismus auch in NRW eine reale Gefahr für Jüdinnen_Juden. Die mediale Berichterstattung thematisiert oft nur explizite Fälle von Antisemitismus, etwa bei körperlichen Angriffen, oder wenn jüdische Gemeinden und Gemeinschaften oder Organisationen und ihre Einrichtungen beschädigt wurden. Doch Antisemitismus ist mehr als »nur« Gewalt. Im Alltag werden Jüdinnen_Juden eher mit subtileren Ausdrucks- und Erscheinungsformen von Antisemitismus konfrontiert, die häufig keine Straftat darstellen. Das Dunkelfeld im Bereich des Antisemitismus besteht zum einen aus diesen unerfassten Vorfällen, zum anderen zählen dazu Straftaten, die nicht angezeigt werden oder deren antisemitischer Gehalt von der Polizei nicht erkannt wird.

Die Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus NRW (RIAS NRW) will diesen Zustand ändern. RIAS NRW ist eine zivilgesellschaftliche Meldestelle, die antisemitische Vorfälle nach wissenschaftlichen Standards erfasst und dokumentiert. Betroffene und ihre Angehörigen oder Zeugen_Zeuginnen können antisemitische Vorfälle bei RIAS NRW melden und verschiedene Unterstützungsangebote erhalten. Zudem recherchiert RIAS NRW eigenständig nach antisemitischen Vorfällen und publiziert Berichte und Analysen zu verschiedenen Formen von Antisemitismus. Als Teil der Bundesarbeitsgemeinschaft der Recherche- und Informationsstellen Antisemitismus in Deutschland ist RIAS NRW bundesweit vernetzt, und die gemeldeten Vorfälle fließen in eine bundesweite Statistik ein. So veröffentlichte der RIAS-Bundesverband vor kurzem den Jahresbericht 2021. Dieser besagt, dass im vergangenen Jahr im Schnitt täglich sieben antisemitische Vorfälle aus dem Bundesgebiet gemeldet wurden. Mit der neuen Meldestelle in NRW wird das



Ziel verfolgt, das Dunkelfeld in unserem Bundesland weiter aufzuhellen und für den Antisemitismus zu sensibilisieren.

Antisemitismus hat viele Gesichter, entsprechend vielfältig sind die Vorfälle, die gemeldet werden können. Dazu gehören antisemitische Straftaten wie physische Angriffe, Sachbeschädigungen oder Volksverhetzung, aber auch Beleidigungen sowie antisemitisch motivierte Diskriminierung und Mobbing in der Schule oder am Arbeitsplatz, Drohanrufe, Hassmails und direkte Anfeindungen im Internet, judenfeindliche Schmierereien und Aufkleber im öffentlichen Raum, antisemitische Verschwörungsmutten und Relativierungen der Schoa. Auch in Fällen, in denen Jüdinnen_Juden als »fremd« oder einer bestimmten Gruppe »nicht zugehörig« beschrieben werden oder kollektiv für Israel und dessen Politik verantwortlich gemacht werden, handelt es sich um einen antisemitischen Vorfall, der an RIAS NRW gemeldet werden kann.

RIAS NRW bietet schnelle und niedrigschwellige Unterstützung bei antisemitischen Vorfällen an. Wir nehmen jeden Vorfall ernst! Die in der Öffentlichkeit häufig vernachlässigte Perspektive der Betroffenen und ihr Schutz stehen dabei im Zentrum unserer Arbeit. Die Vorfallsbeschreibungen, die publiziert werden, mit denen RIAS NRW die Öffentlichkeit für das Problem des Antisemitismus sensibilisieren möchte, erlauben keinerlei Rückschlüsse auf die Betroffenen. RIAS NRW orientiert sich ausschließlich nach den Wünschen und Bedürfnissen der Betroffenen und Zeugen_Zeuginnen und unternimmt nichts ohne Ihre

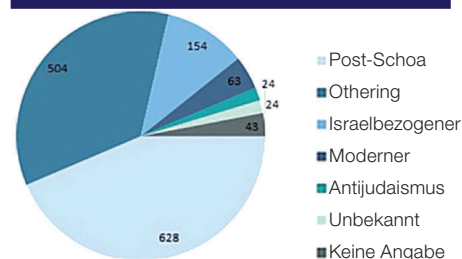
Zustimmung. RIAS NRW geht streng vertraulich mit allen erfassten Daten um. Antisemitische Vorfälle können auch anonym übermittelt werden. Benötigt wird jedoch eine E-Mail Adresse zur Verifizierung. RIAS NRW arbeitet eng mit den Beratungs- und Antidiskriminierungsstellen ADIRA in Westfalen-Lippe, SABRA in Nordrhein und Fachstelle m² in Köln als auch mit den Opferberatungsstellen und Mobilen Beratungen gegen Rechtsextremismus zusammen. Alle Angebote werden kostenlos auf Deutsch, Russisch oder Englisch angeboten.

Wissenschaftliche Studien zeigen, dass die meisten Jüdinnen_Juden Antisemitismus als wachsendes Problem wahrnehmen, während in der Mehrheitsgesellschaft die Vorstellung dominiert, Antisemitismus sei kein relevantes Problem (mehr). Um diesem gesellschaftlichen Missverhältnis entgegenzuwirken, ist es wichtig, antisemitische Ausdrucks- und Erscheinungsformen auf lokaler Ebene differenziert zu analysieren. Diesem Zweck dient die statistische Auswertung von Meldungen: Mit den so gewonnenen Erkenntnissen möchte RIAS NRW

Antisemitische Straftaten und Vorfälle nach Erscheinungsform

Quelle:

Antisemitismusbeauftragte NRW, 2020



zielgerichtete Veränderungen in Politik und Gesellschaft anstoßen und Antisemitismus entgegenreten. Dafür sind wir maßgeblich auf Ihre Unterstützung angewiesen: Melden Sie antisemitische Vorfälle jeder Art über www.rias-nrw.de und tragen Sie dazu bei, Antisemitismus sichtbar zu machen und zu bekämpfen!

RIAS NRW wird gefördert aus Mitteln des Ministeriums für Kinder, Jugend, Familie, Gleichstellung, Flucht und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen und arbeitet in Trägerschaft des Vereins für Aufklärung und demokratische Bildung e.V.

Aleksandra Tcherkasski



Antisemitismus sichtbar machen und bekämpfen!

Melden Sie antisemitische Vorfälle unter

➔ www.rias-nrw.de

Aus der Geschichtskultur

MÜNSTER: NEUE LEITUNG

Neuer Leiter des Geschichtsorts Villa ten Hompel in Münster soll – nach mehrmonatiger Vakanz der Position – Stefan Querl werden. Nach entsprechenden Beschlüssen der zuständigen Ausschüsse muss dies noch vom Stadtrat bestätigt werden, gilt aber als sicher. Querl, der vor der Arbeit in Münster journalistisch tätig war, ist langjähriger stellvertretender Leiter der Forschungs- und Gedenkstätte und bislang vor allem in der pädagogischen Arbeit und der kontinuierlichen Team-Fortbildung engagiert. Außerdem betreute er Bildungspartnerschaften, Zeitzeugen-Veranstaltungen sowie das Projekt »Demokratiedschungel«, in

dem sehr erfolgreich historische und Gegenwartsthemen verknüpft werden. Seit mehreren Jahren ist er im Vorstand des nordrhein-westfälischen Arbeitskreises der NS-Gedenkstätten und -Erinnerungsorte aktiv, seit 2020 außerdem von der Stadt Münster mit der Funktion des kommunalen Antisemitismusbeauftragten betraut.

60 JAHRE GEDENKHALLE OBERHAUSEN

Seit 1962 setzt sich die Gedenkhalle mit der Geschichte Oberhausens zur Zeit des Nationalsozialismus auseinander. Sie ist damit die älteste westdeutsche Gedenkstätte. Ihre Entstehung hat die Gedenk-

halle u.a. der damaligen Oberbürgermeisterin Luise Albertz zu verdanken. Der ersten Dauerausstellung folgten zwei weitere – ab 1988 zum Thema »Widerstand und Verfolgung in Oberhausen 1993–1945, seit 2010 zum Thema »Oberhausen im Nationalsozialismus 1933–1945« mit Informationen zur Zwangsarbeit und Reflexionen zur Geschichte des Gedenkens in Oberhausen. Das 60-jährige Bestehen nahm das Gedenkhallen-Team um Leiter Clemens Heinrichs auch zum Anlass, die Entstehungsgeschichte der heute umstrittenen Gedenkskulptur »Trauernde«, die seit der Eröffnung im Innenhof zu betrachten ist, kritisch zu analysieren und zu kommentieren.



Foto: Zeitpfeil e.V.



Foto: N. Reichling

Abi Shek – Natur? Kultur?

27. November 2022 – 22. Januar 2023

Im Spätherbst und Winter steht erneut eine Kunstaussstellung auf dem Programm. Der in Stuttgart lebende israelische Künstler zeigt eine Auswahl seiner monumentalen Tierdrucke und -zeichnungen sowie mehrere Skulpturen. Die Ähnlichkeit mit einigen Tieren im Hervester Bruch ist gewollt.

Der Künstler Abi Shek wurde 1965 in Rehovot (Israel) geboren und wuchs im Kibbuz Beit Nir, in einer ländlichen trockenen Gegend auf. Er war von viel Natur umgeben, Viehhaltung und Landwirtschaft waren Teil seiner gewohnten Umgebung und seines täglichen Lebens. Er wuchs aber auch mit Kunst auf. Sein Vater war der Bildhauer und Keramikünstler Moshe Shek und seine Mutter arbeitete als Goldschmiedin.

In seinem Werk spielt die Natur, spielen Tiere, vorab Rinder, aber auch Vögel, Panther und Ziegen, eine Rolle. Abi erinnert sich bei seiner Suche, in seinen monumentalen Zeichnungen und

seinen Holzdrucken, an seine Kindheit, ans Eintreiben der Rinder, auch an die schmerzhaft Trennung der Kälber von ihren Müttern und ihr unerträgliches Brüllen in der Nacht. Dabei treibt ihn immer wieder die Frage um, was Kultur von Natur unterscheidet, denn sowohl im Hebräischen wie in anderen Sprachen sind Landwirtschaft und Kultur miteinander verbunden, wie dies in Wörtern wie »Kulturlandschaft« oder »kultiviert« zum Ausdruck kommt. Die Bewirtschaftung des Bodens ist daher auch eine Art der Kultur, etwas Menschgemachtes und hat nichts Natürliches an sich.

Eine weitere Quelle der Inspiration sind Skulpturen aus der Frühzeit, etwa die Funde von Nahal Mishmar in der Judäischen Wüste, die auf die Kupfersteinzeit (ca. 4500-3500 vor unserer Zeitrechnung) zurückgehen. Abi Shek lässt sich auch von anderen Kulturkreisen inspirieren, so von den Tuareg in der nordafrikanischen Wüste und ihren Schriftstelen. Ebenso sind religiöse Texte Ausgangslage für sein Werk. Eine

fünfteilige Wandskulptur etwa orientiert sich in ihrer Form an den Hausaltären der Philister, eingraviert darauf ist das traditionelle liturgische Gedicht »Unetane Tokef«, das an den hohen jüdischen Feiertagen vorgetragen und auch bekannt ist durch die Version des Liedes »Who by fire« von Leonard Cohen. Bei diesem wie bei anderen textbasierten Werken ist die Kalligraphie für Abi ebenso wichtig wie die Bedeutung und der Klang der Worte.

Die Ausstellung wird die vielfältigen Inspirationen, die diverse Materialität in Abis Werk zum Vorschein bringen. Großflächige Holzdrucke, eine Technik, die Abi schon seit seiner Jugend praktiziert, und seine monochromen Zeichnungen werden ebenso zu sehen sein wie Metallskulpturen, von mehrteiligen Wandskulpturen zu winzigen aus alten Konservendbüchsen hergestellten Tierfigürchen.

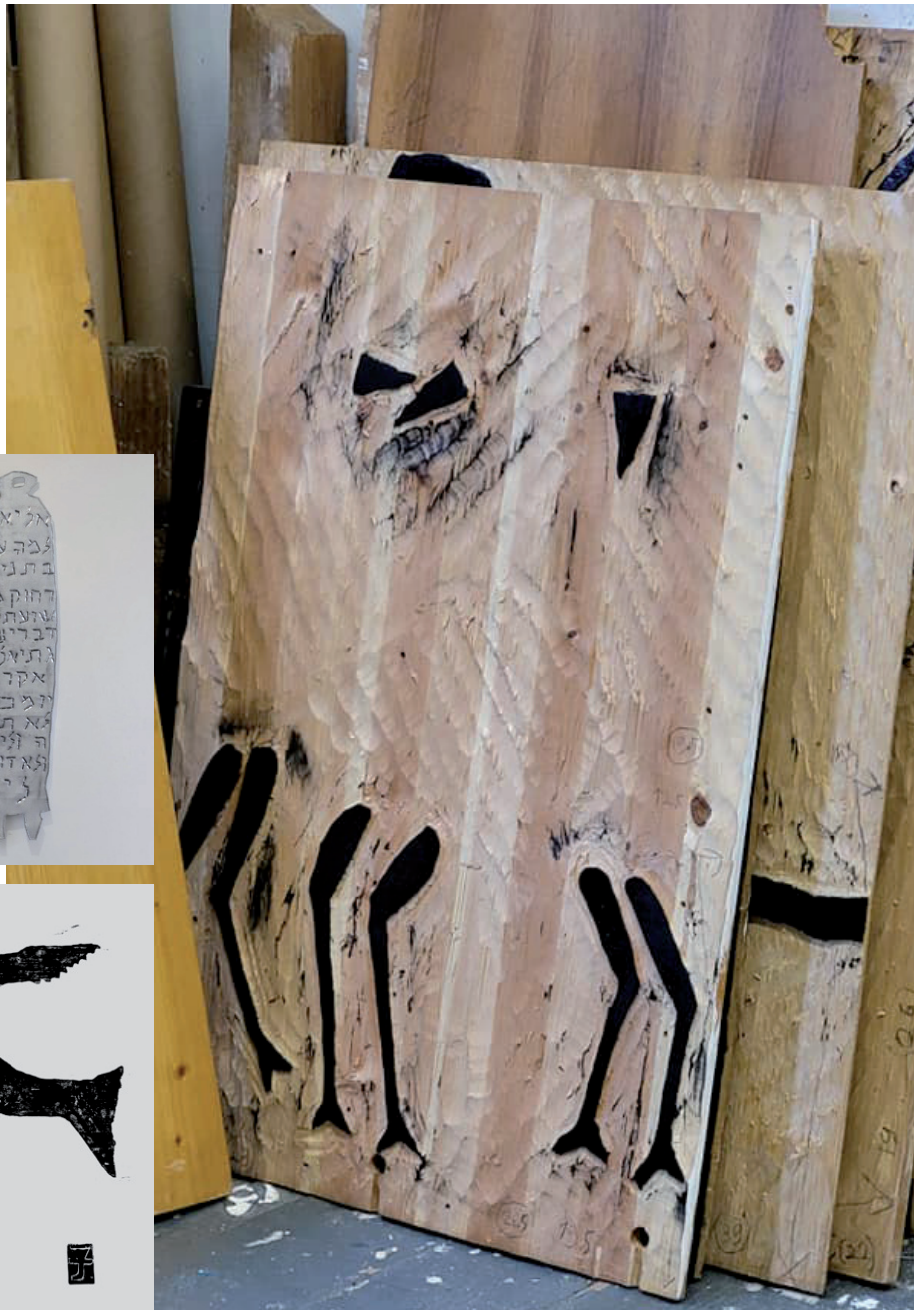
Kontrast und Ineinandergreifen von Kultur und Natur werden in Dorsten eine Resonanz finden. Die Hansestadt im Übergang zwischen Münsterland



»Rinder, Panther, Ziegen...«

und Ruhrgebiet, auf deren Stadtgebiet die Überbleibsel von Kohlezechen stehen, ist eine großflächige Gemeinde mit 50% Acker- und Weideland und 27% Wald, 5% der Fläche ist Naturschutzgebiet. Die nähere Umgebung ist bekannt für ihre Flusslandschaft und Feuchtgebiete mit Storchennestern und für die an den Auerochsen erinnernden Heckrinder, die Abis Rindern zum Verwechseln ähnlich sehen.

Kathrin Pieren



Jüdisch? Preußisch? Oder was?

Beziehungen und Verflechtungen im 18. und 19. Jahrhundert

5. Februar – 15. April 2023

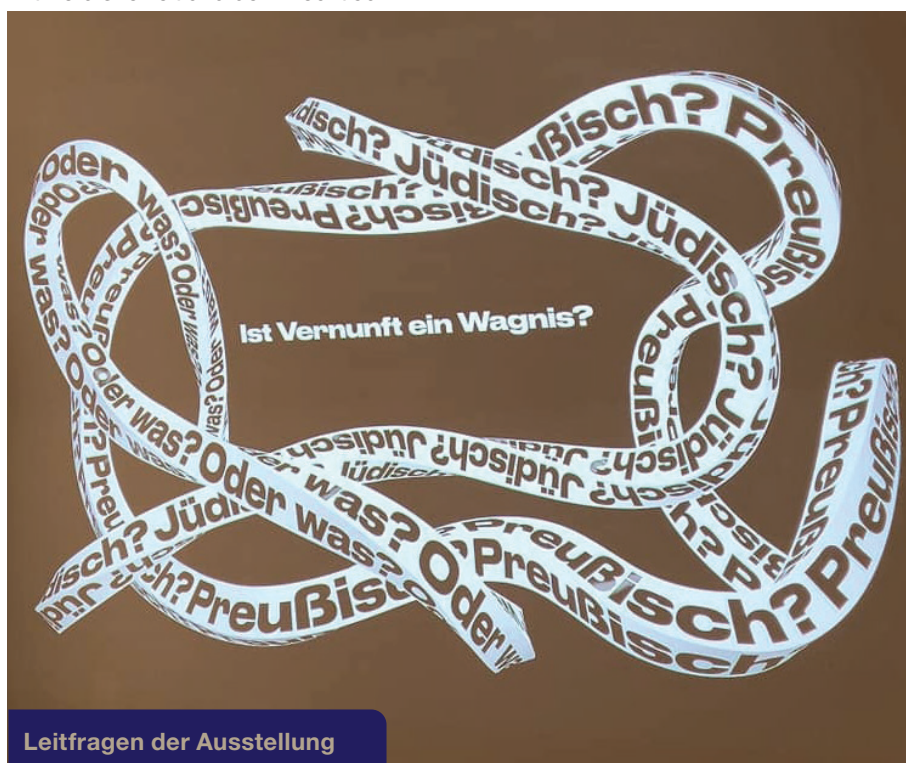
Denkt man an Preußen, fallen einem Beamtenstuben ein, Soldaten mit Pickelhaube, Disziplin und Ordnung. Männer kommen einem eher in den Sinn als Frauen, an Juden*Jüdinnen denkt man wohl noch weniger in diesem Zusammenhang. Selbstverständlich waren sie aber Teil der preußischen Gesellschaft, obwohl das nicht alle Preuß*innen so sahen.

Eine Ausstellung des LWL-Preußenmuseums in Minden kommt im Frühling 2023 ins Jüdische Museum Westfalen. Anhand von Objekten, Bildern und Dokumenten illustriert sie, wie Juden*Jüdinnen am Gesellschafts-, Wirtschafts- und Kulturleben in Preußen teilhatten, dass ihnen die Zugehörigkeit aber auch oft abgesprochen wurde, sei es im gesellschaftlichen Umgang, sei es per Gesetz.

Eine Landmarke in der deutsch-jüdischen Beziehungsgeschichte ist das 1812 erlassene preußische »Jüdenedikt«, welches Juden und Jüdinnen zu Staatsbürger*innen von Preußen machte. Dies ging einher mit Berufsfreiheit und dem Recht auf



Der Raum »Kämpfen«



Leitfragen der Ausstellung

Landeigentum. Allerdings traf dies nicht auf Westfalen zu, denn hier galten weiterhin die früheren fünf Rechtsordnungen, als das Gebiet 1815 Provinz des Königreichs Preußen wurde. Hier war eine kleine Minderheit der Juden und Jüdinnen nahezu gleichberechtigt, während viele weiterhin stark eingeschränkt blieben in ihren Freiheiten. Gleiche Rechte brachte offiziell erst die Gründung des Kaiserreichs 1871, und selbst da blieben Juden weitgehend vom Justiz- und Schuldienst sowie von den Universitäten ausgeschlossen.

Dennoch lässt sich auch an regionalen Beispielen zeigen, wie ein besserer Zugang zu Bildungschancen und liberalere Wirtschaftsgesetze Juden nach und nach Zugang zu den verschiedenen Berufszweigen erlaubte und so sozialen Aufstieg ermöglichte. Damit verbunden war eine vermehrte Teilhabe an der Mehrheitsgesellschaft, sowohl am intellektuellen, sozialen und künstlerischen Leben

wie auch etwa durch die Leistung von Militärdienst. Bedingung für eine Öffnung gegenüber der Mehrheitsgesellschaft waren Veränderungen auch innerhalb der jüdischen Community selbst. Im Zuge der Haskalah, der jüdischen Aufklärung, wurde einerseits die Bildung von Juden und Jüdinnen um weltliche Fächer erweitert und eine Wissenschaft des Judentums außerhalb des Studiums der heiligen Schriften gegründet, und andererseits wurden religiöse Reformen eingeleitet. Zwischen Juden*Jüdinnen und Preußen gab es daher viele Verflechtungen und vielfältige Beziehungen.

»Wer wollte, konnte und sollte in Preußen jüdisch sein? Und was ist überhaupt unter ‚jüdisch‘ und ‚preußisch‘ zu verstehen?« fragen die Mindener Kurator*innen. Die Ausstellung wirft eine Reihe von Fragen auf nach der Konstruktion von Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit, nach Herkunft und Diversität, die auch heute relevant sind, etwa ob Bleiben in einer Migrationsgesellschaft gleichbedeutend ist mit Angekommen-Sein oder ob nicht



Havdala-Becher des Landesrabbiners Abraham Sutro (1784–1869) aus der Sammlung JMW

Der Raum »Ankommen« (alle Fotos: K.Pieren)



doch noch antisemitische Klischeevorstellungen in uns festsitzen. Die Ausstellung, welche räumlich und inhaltlich an unser Haus angepasst wird, ist daher dialogorientiert und geeignet, in einer Gruppe besucht zu werden. Aber auch alleine kann man die zehn Themenkreise in Mitmachstationen und anhand eines Ausstellungsbegleitbuches vertieft reflektieren.

Im besonderen Maße eignet sich die Ausstellung für Schulklassen, die sich im Geschichtsunterricht mit dem 18. und 19. Jahrhundert oder mit Regionalgeschichte befassen oder mit religiöser Vielfalt im Religionsunterricht. Frau Mausbach und Frau Fiedler von der Vermittlungsabteilung diskutieren unser Angebot an Führungen und Workshops gerne mit Ihnen (lernen@jmw-dorsten.de).

Kathrin Pieren

»Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit«

Einblicke in die Vermittlungsarbeit:

Was bleibt von »Antisemi...was?!« und »Erzähl mir nix!« ?

Obwohl das Projekt »Antisemi...was?« Reden wir darüber!« bereits seit zwei Jahren beendet ist, finden sich Methoden und Inhalte in unserer täglichen Arbeit wieder: Mal wählen wir nach dem Baukastenprinzip einzelne Methoden aus, mal stricken wir einen ganzen Projekttag aus dem Material. Aus dem vielfältigen Methoden-Pool des Projektes stellen wir individuell geplante Workshops und Projektstage für Schüler*innengruppen und Lehrkräftefortbildungen zum Thema »sekundärer Antisemitismus« zusammen. Die im Projekt zweitägig angelegten Workshops können wir nun erstmalig wieder durch die Kooperation mit der Stadt Gelsenkirchen und dem Bauverein Falkenjugend e.V. für Gelsenkirchener Schulen in diesem Format erneut anbieten. Der erste Tag findet als Teil aufsuchender Vermittlungsarbeit in einem Jugendzentrum in Gelsenkirchen statt und der zweite Projekttag im Jüdischen Museum Westfalen. Je nach Bedarf können eintägige oder zweitägige Projektformate von den Schulen gebucht werden. Die Materialien aus dem Antisemiwas-Projekt ermöglichen uns eine große Flexibilität, die wir auf die Bedarfe der Schulen zuschneiden können. Auch im Kontext von Erwachsenenfortbildungen bedienen wir uns dieser Erkenntnisse und entwickeln sie weiter. Dabei zeigt sich, dass



israelbezogener Antisemitismus und insgesamt der Nahost Konflikt aktuelle Themen sind, die sowohl Jugendliche als auch Fachkräfte verunsichern können.

Wie dynamisch und anschlussfähig Antisemitismus auftreten kann, zeigte sich vor allem in den letzten Jahren durch die COVID-19-Pandemie. Vor der Pandemie kursierende Verschwörungserzählungen erhielten neuen Auftrieb und wurden teilweise (antisemitisch) umgedeutet. Das einjährige Projekt »Erzähl mir nix! Verschwörungsmymen im Blick« setzte schwerpunktmäßig Akzente in der Bildungsarbeit zu Verschwörungsmymen und antisemitischen Codes. An diese gesellschaftlichen Entwicklungen knüpfte das Projekt mit Fortbildungs-

formaten für Lehramtsanwärter*innen und interessierte Fachkräfte an. Ist eine Verschwörungserzählung immer antisemitisch? Und wie erkenne ich antisemitische Codes in diesem Kontext? Diesen Fragen gingen die Teilnehmenden nach und erarbeiteten an verschiedenen Beispielen Argumentationshilfen. Vereinzelt konnten wir nach der Projektlaufzeit Schulklassen Workshops zu Verschwörungserzählungen anbieten. Bisher stammen Anfragen zum Thema aber hauptsächlich von Fachkräften.

Mitte September 2022 nahmen wir an einem Fachtag der Stadt Gelsenkirchen und Demokratie.bewegen in der jüdischen Gemeinde Gelsenkirchen teil. Unter dem Veranstaltungstitel »Antisemitismus und Rechtsextremismus im digitalen Raum« waren wir eingeladen unsere Erkenntnisse in einem Workshop für die Teilnehmenden aufzuarbeiten. Wir arbeiteten zu den Themen fake news, Verschwörungsmymen und antisemitische Codes.

In Kooperation mit dem Institut für Lehrerfortbildung (Essen) und den Berufskolleg-Bezirksarbeitsgemeinschaften für Religionslehrkräfte in Moers/Dinslaken ist eine ganztägige Fortbildung am 5. Dezember 2022 geplant. Anmeldungen unter lernen@jmw-dorsten.de.

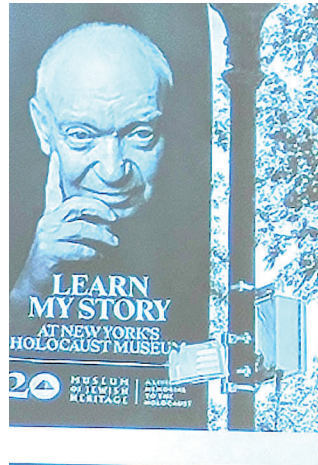


Es gibt noch Zeitzeugen.

Sami Steigman, Tswi und Natali Herschel

Auf Initiative der Schülerin Lilian Fee Magdanz, die den Besuch des in New York lebenden Sami Steigmann über privates Crowdfunding finanzierte, begrüßten wir die beiden am 23. August 2022 im Jüdischen Museum. Vor ungefähr 80 Gästen fand die Begrüßung durch den Schirmherrn und Bürgermeister der Stadt Dorsten Tobias Stockhoff statt. Sami wurde 1939 in Czernowitz in eine jüdische Familie geboren. Seine Eltern Nathan und Reghina litten selbst unter schwierigen Familienverhältnissen. Wobei Nathan, den Sami als Überlebenskünstler beschreibt, durch seine Kindheit im Waisenhaus und einer Zeit der Obdachlosigkeit auch während der NS-Besatzung unter schwierigsten Bedingungen in der Lage war, seine Familie zu ernähren. Doch die Situation wurde für die Familie immer prekärer. Sami wurde zusammen mit seinen Eltern in das Ghetto von Mohyliv-Podilskyj interniert, das sich an der heutigen moldauisch-ukrainischen Grenze befindet.

Die Familie überlebte die Shoah und emigrierte in den frühen 1960er Jahren nach Israel, von wo aus Sami in die USA ging. Letztlich blieb er mit noch einem Zwischenstopp in Israel in New York. Dass seine starken Kopf-, Nacken- und Rückenschmerzen von medizinischen Experimenten der Nazis ausgelöst wurden, erfuhr er erst im Erwachsenenalter. 2002 stellte er bei der Bundesre-



gierung Deutschland einen Antrag auf Wiedergutmachung, der ihm bewilligt wurde. Die Entschädigungssumme stehe symbolisch für die Anerkennung seiner erlittenen Ungerechtigkeiten, so das Bundesfinanzministerium in seinem Schreiben. Verschiedene Lebensumstände führten Sami dazu seine Geschichte zu erzählen und für eine verantwortungsvolle, tolerante Gesellschaft einzustehen. Mittlerweile hat er ungefähr 150.000 (junge) Menschen erreicht.

Anfang September begrüßten wir den israelischen Zeitzeugen Tswi Herschel

mit seiner Tochter Natali. In Kooperation mit Dr. Benjamin Städter, Lehrer am Gymnasium St. Ursula, organisierten wir eine Woche lang Zeitzeugengespräche. Mit dabei waren das Gymnasium Petrinum, das Gymnasium St. Ursula und das Paul-Spiegel-Berufskolleg. Für den Förderkreis des Jüdischen Museums Westfalen hat die Familie ebenfalls ihre Geschichte erzählt. Zur Begrüßung war Bürgermeister Tobias Stockhoff vor Ort.

Tswi Herschel, der 1943 im niederländischen Zwolle in eine jüdische Familie geboren wurde, erzählt unermüdlich

»I am not what happened to me. I am what I choose to be.« – Sami Steigmann

Tausenden von Jugendlichen und Interessierten seine Familiengeschichte. Tswis Eltern Ammy und Nico Herschel waren überzeugte Anhänger des Zionismus. Zu dritt wurden sie ins Amsterdamer Ghetto deportiert, wo Tswi auf Gesuch seines Vaters von Bekannten hinausgeschmuggelt werden konnte. Die Nazis deportierten seine Eltern weiter ins Durchgangslager Westerbork und von dort aus nach Sobibor, wo sie ermordet wurden. Tswi wuchs behütet bei einer christlichen niederländischen Familie unter dem Namen Henkie in der Nähe von Arnheim auf, bis seine Großmutter, die die Shoah überlebte und schwer traumatisiert war, ihn zu sich nahm. Wieder änderte man Tswis Namen in Herman. Er erfuhr als Achtjähriger von seiner wahren Familiengeschichte. Das Verhältnis zur Großmutter blieb bis zuletzt distanziert.

In den 1980er Jahren entschloss sich Tswi mit seiner eigenen Familie nach Israel auszuwandern. Immer wieder waren sie, laut eigener Aussage, in den Niederlanden mit Antisemitismus konfrontiert gewesen. In Israel fand die Familie Herschel ein neues Zuhause.

Eine Begegnung mit einem weiteren Zeitzeugen veranlasste Tswi in den frühen Jahren des 21. Jahrhunderts dazu, seine Geschichte als Zeitzeuge zu erzählen. Mittlerweile hat er vor unzähligen Schüler*innen und Fachkräften referiert. Mit seiner Tochter Natali zusammen entwickelte er ein Format, das auch die Situation der zweiten Generationen beleuchtet. Sie berichtet davon, was sie als Kind fühlte ohne Großeltern, Cousins, Cousinen usw. aufzuwachsen und welche Zukunft sie sich für ihre in Israel geborenen Kinder wünscht. Darüber hinaus thematisiert sie psychosoziale Auswirkungen der Shoahüberlebenden auf die nächsten Generationen.

Anja Mausbach



Lebensretter im Jüdischen Museum Westfalen



Wolfgang Schlüss (re.) und Thomas Ridder, betrieblicher Ersthelfer, bei der offiziellen Übergabe

Man findet sie in vielen öffentlichen Gebäuden. Grüne Schilder mit einem weißen Kreuz und einem Herzen mit Blitzsymbol. Die darunter angebrachten Geräte können Leben retten. Es sind Defibrillatoren, die bei Menschen ohne Atmung die Wiederbelebungsmaßnahmen wesentlich unterstützen

können. Obwohl sie lebensrettend sind, werden sie nicht zur Verfügung gestellt, sondern die Einrichtungen und Institutionen müssen die nicht gerade preiswerten Geräte selbst beschaffen und bezahlen. Das Museum hatte bisher einen Defibrillator in der Volksbank gegenüber im Blick, der im Notfall

aber erst hätte geholt werden müssen, unter Verlust wichtiger Minuten.

Das hat sich nun geändert. Medical Industrie aus Mettmann hat dem Jüdischen Museum Westfalen einen Defibrillator gespendet. Es handelt sich um ein sehr benutzerfreundliches, automatisiertes Gerät mit moderner Technologie. Der Kontakt entstand vor einigen Wochen im Rahmen eines Erste-Hilfe-Kurses im Museum. Der Ausbilder Mo. Gazaleh von der Erste-Hilfe-Fortbildung ihelp2 hatte das Interesse des Museumsteams an einem Defibrillator bemerkt und spontan seinen Geschäftsfreund Wolfgang Schlüss von Medical Industrie angerufen. Er musste ihn nicht groß zu dieser Sachspende überreden.

Nach einer intensiven Einführung der Mitarbeitenden steht der Defibrillator nun im Notfall allen während der Öffnungszeiten des Museums im Haus und auch außerhalb zur Verfügung. Das Museumsteam bedankt sich bei Wolfgang Schlüss und Medical Industrie für die großzügige Spende.

Impressum

- Herausgeber:** Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dorsten
- Redaktion:** Sebastian Braun, Vanessa Eisenhardt, Mareike Fiedler, Anja Mausbach, Dr. Kathrin Pieren, Dr. Norbert Reichling (verantwortl. im Sinne des Presserechts), Christina Schröder
- Anschrift:** Schalom, Jüdisches Museum Westfalen, Julius-Ambrunn-Str. 1, 46282 Dorsten, www.jmw-dorsten.de
- Email:** info@jmw-dorsten.de
- Erscheinungsweise:** Zweimal jährlich im Eigenverlag
- Layout:** Agentur 31M, Essen
- Satz:** Dr. Pascal Dietrich, Aachen
- Förderer:** »Schalom« wird gedruckt mit freundlicher Unterstützung von Emschergenossenschaft/Lippeverband, Essen/Dortmund.
- Vertrieb:** Schalom ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins für jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können Schalom gegen eine Gebühr von 5 € pro Jahr beziehen.
- Datenschutz:** Mitglieder des Vereins für jüdische Geschichte und Religion erhalten diese Informationen im Rahmen ihrer Mitgliedschaft. Wie für die Abonent/innen gelten hier die Datenschutzregelungen des Vereins, die alle Rechte der Auskunft, des Widerspruchs, der Löschung und Beschwerde umfassen. Vgl.: www.jmw-dorsten.de/datenschutz



26. November 1942 – Premiere von »Casablanca« in den USA

Im Sommer des Jahres 1938 bereiste der amerikanische Jude Murray Burnett gemeinsam mit seiner Frau Amsterdam, Wien und Südfrankreich. Wieder zurück in der Heimat und geprägt von den Eindrücken nationalsozialistischer Herrschaft und den Erlebnissen in einem Europa kurz vor Kriegsausbruch, verfasste Burnett 1940 das Stück »Everybody comes to Rick's«. Dieses wurde, nachdem es keinen Käufer am Broadway gefunden hatte, schließlich von Warner Bros. erworben und stellte die Grundlage für einen der bekanntesten und womöglich einen der besten Filme aller Zeiten dar: Casablanca.

Der Film, der eine Mischung aus Liebes-, Abenteuer- und Kriminalfilm ist, entstand ab 1941 unter der Regie des ungarisch-amerikanischen Regisseurs Michael Curtiz. In den Hauptrollen waren mit Ingrid Bergman und Humphrey Bogart zwei herausragende Schauspieler ihrer Zeit zu sehen. Im Mittelpunkt der im Dezember 1941 spielenden Handlung steht die für den Film namensgebende Stadt Casablanca im französischen Protektorat und mit ihr der Nachtclub Rick's Café. Hier kreuzen sich im Laufe des Films die Wege europäischer Emigranten, und anhand ihrer jeweiligen Schicksale erhielt die reale politische Situation der 1940er Jahre vermehrt Einzug in dessen Handlung. Auch konnten die gesamten Dreharbeiten aufgrund des Kriegseintritts der USA ausschließlich dort und mit Ausnahme einer Szene im Studio stattfinden. Ein besonderes Maß an Authentizität erhielt der Film zudem durch die große Internationalität seiner Beteiligten. So sind nur drei der im Vorspann namentlich genannten SchauspielerInnen in den USA geboren, und es finden sich insgesamt 34 verschiedene Nationalitäten im Cast, darunter zahlreiche Personen mit eigenen Fluchterfahrungen.

Auch die werbewirksame Vermarktung des Films wurde von Warner Bros. eng

mit realen Geschehnissen verknüpft. Er wurde am 26. November 1942 im Hollywood-Theater in New York uraufgeführt und somit wenige Tage, nachdem Casablanca von den Alliierten befreit worden war. In die amerikanischen Kinos wiederum kam der Film am 23. Januar 1943, also kurz nachdem sich in genau jener Stadt der damalige britische Premierminister Winston Churchill und US-Präsident Franklin D. Roosevelt getroffen hatten, um die weitere Kriegsführung zu planen.

Insgesamt stieß Casablanca beim Publikum auf überwiegend positive Resonanz und erwies sich auch als kommerziell erfolgreich. Zeitgenössische Besprechungen zeigten sich ebenfalls mehrheitlich begeistert von Handlung und SchauspielerInnen und lobten besonders die propagandistische Wirkung des Films und das klare Bekenntnis Hollywoods gegen das nationalsozialistische Deutschland und das französische Vichy-Regime. Bei der Oscar-Verleihung 1944 konnte der Film drei Auszeichnungen gewinnen, neben Bester Regie und Bestem Adaptierten Drehbuch auch die für den Besten Film. Bis heute wurde kein Film in den Vereinigten Staaten häufiger im Fernsehen ausgestrahlt als Casablanca.

In Deutschland dauerte es ganze zehn Jahre länger, bis der Film erstmalig im Kino zu sehen war. Die hierfür 1952 geschaffene synchronisierte Version war 25 Minuten kürzer als das Original, von allen Verweisen auf den Zweiten Weltkrieg und den Nationalsozialismus bereinigt und insgesamt stark verändert

worden. Erst 1975 sendete die ARD eine neu synchronisierte Version des Films in



Originallänge, die erste Ausstrahlung in der DDR folgte 1983. Selbst Menschen, die den Film bisher nie gesehen haben, werden möglicherweise bei Zitaten wie »Schau mir in die Augen, Kleines!« und »Ich glaube, dies ist der Beginn einer wunderbaren Freundschaft« das Gefühl haben, diese schon einmal gehört zu haben. Das können nach 80 Jahren wohl nur wenige Filme von sich behaupten.

Christina Schröder

30 Jahre Moses Mendelssohn Zentrum

Das Jahr 2022 steht für das Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien e.V. in Potsdam (MMZ) im Zeichen eines Jubiläums. Dreißig Jahre sind seit der Gründung des MMZ zu Beginn des Jahres 1992 vergangen. Dreißig Jahre, in denen unser Haus – dem Geist seines Namensgebers verpflichtet – die Erforschung der europäischen-jüdischen Geschichte mit den Werten von Aufklärung und Toleranz verbunden hat und sich von einem anfangs kleinen Institut zu einer international vernetzten Forschungseinrichtung entwickelt hat.

Dabei versteht sich hierzulande die Existenz akademischer Einrichtungen, die sich mit der Geschichte und Kultur jüdischer Lebenswelten wissenschaftlich auseinandersetzen, nicht von selbst. Zwar können wir auf eine lange Tradition der Wissenschaft des Judentums im 19. und frühen 20. Jahrhundert zurückblicken. Dass wir heute nachgerade von einer Forschungslandschaft der Jüdischen Studien sprechen können, war angesichts der Zerstörungen der jüdischen Lebenswelten und wissenschaftlicher Institutionen durch Nationalsozialismus und Holocaust indes unvorstellbar. Nur allmählich und vor allem Dank der Bemühungen jüdischer Remigranten gelang es in der Zeit danach, die Grundlagen für die Jüdischen Studien an einzelnen Universitäten und weiteren akademischen Forschungseinrichtungen – etwa dem Institut für die Geschichte der deutschen Juden (Hamburg), der Heidelberger Hochschule für Jüdische Studien und anderen – zu legen.

Die Gründung des MMZ fiel wiederum mit einer neuen Institutionalisierung zusammen, die die Jüdischen Studien im wiedervereinigten Deutschland erfahren haben. Verschiedene Forschungseinrichtungen wie das Simon-Dubnow-Institut in Leipzig, Zentren oder Studiengänge für Jüdische Studien an den Universitäten in Duisburg/Essen und Trier sowie

Lehrstühle in Erfurt, Halle und München entstanden. In Potsdam selbst war die Entstehung des MMZ Teil eines größeren Umgestaltungsprozesses im Zuge der Entstehung des Bundeslandes Brandenburg und der Gründung der Universität Potsdam 1991. Es sollte nicht lange dauern, bis im Januar 1992 auch das MMZ von seinem langjährigen Gründungsdirektor Julius H. Schoeps eröffnet wurde. Zwei Jahre später begann zum Wintersemester 1994/95 der interdisziplinäre Magisterstudiengang »Jüdische Studien«.

Über die Themen, die sich mit seinem Namensgeber verbinden, wies das Moses Mendelssohn Zentrum von Anfang hin aus. Zwar bildeten Fragen der deutsch-jüdischen Geschichte einen kontinuierlichen Forschungsschwerpunkt. Doch trug das MMZ seinem Anspruch eines Forschungszentrums für europäisch-jüdische Studien immer Rechnung. Auch die Israel-Studien bilden einen fortdauernden Gegenstand der Beschäftigung. Fest verankert ist zudem die Erforschung und Erinnerung an den Holocaust, sowie die wissenschaftliche Untersuchung rechtsextremer, antidemokratischer, rassistischer und antisemitischer Politik und Praxis in der Gegenwart. Seit der 2017 erfolgten Gründung der Emil Julius Gumbel Forschungsstelle hat diese am MMZ ihren eigenen institutionellen Rahmen.

Neben dieser intellektuellen Tradition des Hauses haben seit 2020 auch neue Forschungsprojekte Eingang gefunden. Regionalgeschichtliche Perspektiven auf die jüdische Geschichte und das jüdische Kulturerbe in Brandenburg werden mit der Erforschung von Hachschara-Stätten [hebr. Vorbereitung] der 1920er und 30er Jahren, der Geschichte von Auswanderung und Emigration, aber auch den Erfahrungen der Remigration zusammengeführt. Zudem werden Zugänge der Wissensvermittlung und -verbreitung ausgehend von

 **MOSES
MENDELSSOHN
ZENTRUM**
Europäisch-Jüdische Studien
Universität Potsdam

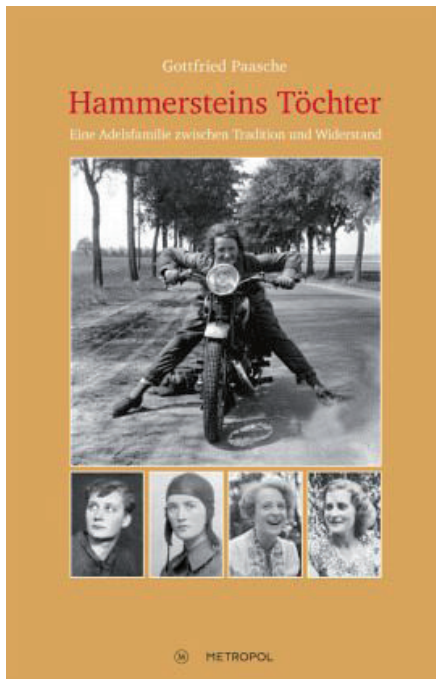
Fragen nach der Digitalisierung jüdischer Geschichte und des deutsch-jüdischen Kulturerbes neu akzentuiert.

Diese Neuaufstellung des MMZ ist auch eine Einladung. Eine Einladung, unsere Einrichtung kennenzulernen und am Austausch über die Jüdischen Studien in Potsdam und Brandenburg in 2022 und weit darüber hinaus teilzunehmen. Schauen Sie vorbei – persönlich z.B. in unserer Bibliothek Am Neuen Markt in Potsdam oder digital unter www.mmz-potsdam.de sowie auf den bekannten Social Media Kanälen!

Miriam Rürup



Aus der Literaturhandlung



GOTTFRIED PAASCHE

Hammersteins Töchter

Metropol Verlag, Berlin 2022, 352 S., 50 Abb., 24€

Das Urteil der historischen Forschung ist weitgehend einhellig: Der deutsche Adel war während der Weimarer Republik zutiefst konservativ bis rechtsorientiert. Die Familie des letzten Chefs der Reichswehr aber kann als eindrucksvolles Gegenbeispiel gelten. General Kurt von Hammerstein (1878-1943) war entschiedener Gegner Hitlers und dessen Politik. Seine Töchter Marie Louise, Maria Therese und Helga verzichteten auf Status und Privilegien. Marie Louise und Helga fanden zum Kommunismus und arbeiteten dem Nachrichtendienst der KPD zu. Maria Therese half verfolgten Juden bei der Flucht aus Nazi-Deutschland. Gottfried Paasche, Sohn von Maria Therese von Hammerstein und Enkel von Hans Paasche, entwirft ein Panorama einer Familiengeschichte des 20. Jahrhunderts, die eine Geschichte

zwischen Tradition und Widerstand, zwischen Anpassung an gesellschaftliche Normen und Auflehnung gegen den herausziehenden Nationalsozialismus ist.



DELPHINE HORVILLEUR

Mit den Toten leben

Hanser, Berlin 2022, 192 S., 22€

Dass zum Leben der Tod gehört, ist die älteste und am konsequentesten verdrängte Wahrheit der Welt. Umso größer ist das Bedürfnis nach Ritualen und spiritueller Begleitung, wenn wir damit konfrontiert sind unabhängig von jedem Glauben. In ihrem sehr persönlichen Essay gewährt Delphine Horvilleur Einblicke in ihre Aufgabe als Rabbinerin, Tag für Tag Menschen in dieser Situation beizustehen. Dabei erweist sie sich als Geschichtenerzählerin, der es gelingt, die Sphären des Lebens und des Todes mit der Kraft des Wortes zu überbrücken. Horvilleur schöpft aus dem Schatz der jüdischen Kultur,

aber auch aus ihren eigenen Erfahrungen als Frau, als Mutter, als Tochter.



IRVIN D. UND MARILYN YALOM

Unzertrennlich. Über den Tod und das Leben

btb, München 2021, 320 S., 12€

Irvin D. Yalom ist einer der angesehensten Psychotherapeuten Amerikas, am 13. Juni 2021 wurde er neunzig Jahre alt. Er gilt als Klassiker der existentiellen Psychotherapie, seine Lehrbücher und Romane erscheinen weltweit und erreichen Millionen. Seine Frau Marilyn Yalom, eine renommierte Kulturwissenschaftlerin und Autorin, starb im Herbst 2019 nach 65-jähriger Ehe. Als klar war, dass ihre Krankheit zum Tode führen würde, begannen beide ein Buch zu schreiben – das am Ende Irvin D. Yalom alleine

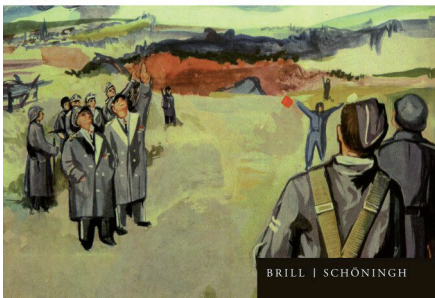
fertigstellen musste. Es ist die Geschichte einer ungewöhnlichen Liebe und herausragenden intellektuellen Beziehung. Ein großes Alterswerk, das alle existentiellen Themen berührt, die uns angehen.



Gerhard Wiechmann

Von der deutschen Flugscheibe zum Nazi-UFO

Metamorphosen eines medialen Phantoms
1950–2020



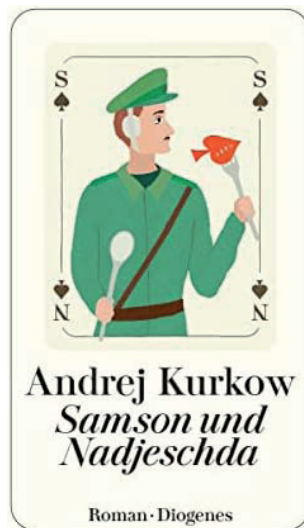
GERHARD WIECHMANN

Von der deutschen Flugscheibe zum Nazi-Ufo

Schöningh-Brill, Paderborn-Leiden 2022, 174 S., 39,90€

UFOs sind nicht außerirdischen Ursprungs, sondern deutsche Flugscheiben, erfunden am Ende des Zweiten Weltkriegs: Dieser populäre Mythos kursiert nicht erst seit der Spielfilmreihe »Iron Sky«. Gerhard Wiechmann hat sich auf die Suche nach dem Ursprung des medialen Phantoms gemacht – und Unerwartetes entdeckt. Die Karriere der Geschichte von den »Nazi-UFOs« ist eine sehr deutsche Angelegenheit, die in der jungen Bundesrepublik maßgeblich vorangetrieben wurde. Ausgerechnet die

Bundeswehr trug dazu bei, den Mythos zu legitimieren. Über akribische Recherchen werden die Personen, Presseorgane und TV-Sendungen identifiziert, die das Thema von Zeitungsmeldungen der 1950er Jahre bis in die Gegenwart fortschrieben. Entstanden ist eine ebenso spannende wie nachdenklich machende Geschichte über die Entstehung von »fake news« im analogen Zeitalter.

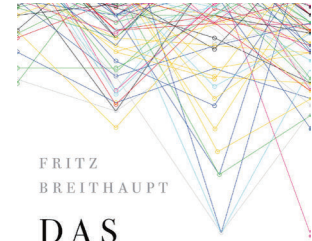


ANDREJ KURKOW

Samson und Nadjeschda

Diogenes, Zürich 2022, 368 S., 24€

Aus dem Ukrainischen von Johanna Marx und Sabine Grebing. Andrej Kurkows Roman von 2020 ist unversehens zum aktuellen Text geworden. Wenn der Autor mit gewohnter Melancholie über die Einnahme Kiews durch die Bolschewiki im Frühjahr 1919 schreibt, drängen sich dem Rezensenten die Bilder aus dem russischen Angriffskrieg in der Ukraine auf. Aber Kurkow schreibt vor allem einen historischen Krimi, in dem ein junger Polizist Silberdieben auf der Spur ist und über das Verschwinden der alten Ordnung trauert. (Deutschlandfunk Kultur, 5.8.2022)



FRITZ BREITHAUPT

DAS NARRATIVE GEHIRN

WAS UNSERE NEURONEN ERZÄHLEN SUHRKAMP

FRITZ BREITHAUPT

Das narrative Gehirn

Suhrkamp, Berlin 2022, 368 S., 28€

Wer in Geschichten verstrickt ist, lebt intensiver - ich erzähle, also bin ich. Doch nicht nur das eigene Leben wird als Narration prägnanter, auch religiöse Inhalte lassen sich durch Erzählungen in ihrer Wirkung vertiefen. Mittels Erzählungen gelingt es uns auch, die Erfahrungen eines einzelnen Menschen zu solchen von vielen anderen zu machen. Dazu müssen unsere Gehirne und die Weisen, wie wir Geschichten erzählen, aufeinander abgestimmt sein. Doch wie genau geschieht das? Fritz Breithaupts brillantes Buch unternimmt eine Neubestimmung des Menschen als narratives Wesen, das sich durch Erzählungen in der Welt verankert. Um dem Denken in Geschichten auf die Spur zu kommen, stützt Breithaupt sich ebenso auf die neuesten Einsichten der Hirnforschung und Experimente mit Nacherzählungen im Stille-Post-Verfahren mit Tausenden von Versuchsteilnehmern wie auf die Analyse von Serien, Romanen, Grimm'schen Märchen und alltäglichem Büroklatsch. Narratives Denken, so zeigt sich, wird stets mit spezifischen Emotionen belohnt, und das heißt: Wir leben, wie wir leben, weil wir diesen Belohnungsmustern folgen. In Narrationen kann darüber hinaus aber auch immer alles anders kommen, und ebendies erlaubt uns den Aufbruch zu neuen Ufern.



Frisch aufgelegt, absolut lesenswert: Geschichten erklären Geschichte

»Ich bekenne, ich brauche Geschichten, um die Welt zu verstehen«, hat Siegfried Lenz gesagt. Und wer sie nicht vorfindet, muss sie nötigenfalls selbst formulieren, um sich und den Lesern die Welt zu erschließen. Schließlich fragen sich die Nachgeborenen immer noch, wie eigentlich die NS-Herrschaft entstehen und bestehen konnte, und wenn sie sich der Fülle wissenschaftlicher Analysen konfrontiert sehen, greifen sie vielleicht doch lieber zu einem guten Stück Literatur. In Lenz' »Deutschstunde« erfahren sie so von der absurden Pflichterfüllung bei der Überwachung von Malverbot und Wehrpflicht, der Aufsatz des Ich-Erzählers verhilft nicht nur ihm zur Verarbeitung des im »Dritten Reich« Geschehenen. In diesem Geschehen steckte Irmgard Keun mittendrin, als sie 1937 »Nach Mitternacht« schrieb. Für das Frankfurter Lesefest »Frankfurt liest ein Buch!«, das seit 2010 alle Jahre wieder Literatur mit dem Erzählort Frankfurt ins Zentrum des städtischen Lebens und Lesens stellt, hat der Claassen-Verlag den Roman kürzlich neu aufgelegt.

Frankfurt am Main, zwei Tage im März 1936, wo die 19-jährige Sanna lebt. Nach dem Tod der Mutter hat sie bei der »Tant Adelheid« in Köln gewohnt, ein Liebesverhältnis zu ihrem Cousin Franz begonnen und die Stadt wieder verlassen, als die eifersüchtige Tante eine arglose Bemerkung der Nichte über den schwitzenden Hitler für eine Anzeige bei der Geheimpolizei nutzte. Nun also Frankfurt: Sanna hält sich bei dem älteren Bruder Algin auf, und während sie für dessen exzentrische Frau Liska ein Fest vorbereitet, trifft ein Brief von Franz und dann der Schreiber selbst ein. Franz hatte mit seinem Freund Willi in Köln ein Zigarettengeschäft eröffnen wollen, wird aber wegen angeblicher antifaschistischer Propaganda inhaftiert, findet nach der Haftentlassung einen zerstörten Laden vor, erfährt vom Tod des Freundes, bringt, wie er vermutet, den De-

nunzianten um und flieht nach Frankfurt. Schlimme Zeiten, ohne jeden Zweifel.

Wenn Irmgard Keun die junge Sanna davon erzählen lässt, macht die spezifische Perspektive des vermeintlich naiven Mädchens den besonderen Reiz der Darstellung aus. Sanna lebt in einer Welt, in der sich die Herrschaft der NSDAP etabliert hat, in der die ältlichen Damen im Café die Löffel fallen lassen und die Arme hochrecken, wenn das Horst-Wessel-Lied erklingt, in der die Nachbarin ihr zuraunt »dat ganze Volk sitzt als im Konzentrationslager, nur die Regierung läuft frei herum« (S. 34). Tant Adelheid erkämpft die Position des Hauswirts und damit die Befehlsgewalt, eine Repräsentantin des kleinbürgerlichen Milieus, auf das nicht nur die Autorin die Erfolge des Faschismus zurückgeführt hat. Bruder Algin hingegen, bislang ein erfolgreicher Schriftsteller, muss Zugeständnisse an die Reichsschrifttumskammer machen, sein Freund Heini erklärt sein Bemühen für überflüssig: »Durch die Diktatur ist Deutschland ein vollkommenes Land geworden. Ein vollkommenes Land braucht keine Schriftsteller. Im Paradies gibt es keine Literatur. Ohne Unvollkommenheiten gibt es keine Schriftsteller und keine Dichter.« (S. 130) Aber wovon dann leben?

Auch Irmgard Keun, 1932 mit »Das kunstseidene Mädchen« berühmt geworden, hat 1933/34 das Verbot ihrer Bücher verkraften müssen, 1936 wird ihr Aufnahmeantrag in die Reichsschrifttumskammer abgelehnt. Als sie ins Exil geht und in sicheren Gefilden weiterschreibt, hat sie im Gegensatz zu vielen anderen Vertretern der deutschen Exilliteratur den faschistischen Alltag erlebt, hat sich in Kneipen und Cafés umgehört – ganz so wie ihre Protagonistin Sanna, mit der sie die Kenntnis von Köln teilt, der sie allerdings ein paar Lebensjahre und einiges an Lebenserfahrung voraushat. Aber sie gibt sie gerne an Sanna weiter,

wenn diese, ein bisschen altklug, über die Frau »in heutiger Zeit« reflektiert: »Sie muß wählen und Reden im Radio hören. Sie muß zu Gasschutzübungen gehen und sich auf den Krieg vorbereiten. Sie muß etwas lernen, um arbeiten und Geld verdienen zu können.« (S. 125)

Und wie die Autorin den Führerbesuch in Frankfurt im Mai 1935 erlebt (zwecks Eröffnung eines Autobahnabschnitts), so die Erzählfigur den (fiktiven) Aufmarsch am Opernplatz – in ihren Augen eine ziemlich lahme Veranstaltung in Relation zum Kölner Karneval. Beachtung verdient zumindest die erfolglose »Reihendurchbrecherin« Bertchen, das kleine Mädchen, das Hitler einen Blumenstrauß überreichen sollte und am Abend völlig überdreht unversehens stirbt, eine Groteske, angesiedelt zwischen Drama und Posse, tragisch und komisch zugleich. Solche und andere Episoden, die das Wahnsitzige der NS-Herrschaft erhellen, müssen die Leser Autorin und Erzählerin verzeihen, eher noch: sie werden sie lieben lernen. Die ironische Darstellung, der witzige Plauderton bringen die Dinge auf den Punkt, entlarven den Wahnsinn



Irmgard Keun:

Nach Mitternacht.

Erstveröffentlichung 1937

Neuaufgabe: Ullstein Buchverlage GmbH / Claassen Verlag 2022

dessen, was sich da in aller Öffentlichkeit gerade abspielt. Der jüdische Arzt Dr. Breslauer unterliegt den Rassegesetzen, darf nicht mehr praktizieren und bereitet die Emigration vor. »Heimat ist da, wo man gut behandelt wird« (S. 115), belehrt ihn Journalist Heini, bevor der »Stürmermann« auftritt und mit seiner Rute, die eigentlich bei einem Juden hundertprozentig ausschlagen sollte, Breslauer als lupenreinen »Arier« ausweist. Was braucht es mehr, um die Absurdität des Systems in Worte zu fassen?

»Mich wundert's ja nicht mehr, wenn Menschen verrückt und unglücklich sind. Mich wundert's höchstens noch, wenn

sie normale Menschen sind« (S. 156), kommentiert Sanna das verwirrende Beziehungsgeflecht, in dem sie steckt. Und das löst sich am Abend von Siskas Fest rasant auf: Die Ehe von Algin und Siska ist nur noch eine Farce, Freundin Gerti verliert ihren jüdischen Freund Dieter – »der ist nämlich so etwas wie ein Mischling erster Klasse oder dritter Klasse, ich kann nicht klug aus diesen Benennungen werden« (S. 24), Heini, gewiss, dass sein Widerstand sinnlos ist, begehrt Suizid, Dr. Breslauer verabschiedet sich gen Rotterdam. Auf seine Hilfe setzt Sanna all ihre Hoffnung, als sie nach Mitternacht mit Franz die Grenze erreicht. »Der Zug fährt nicht auf

Schienen, er schwimmt über ein Meer von Glück.« (S. 109) Das klingt schon ziemlich kitschig und mag so gar nicht zu der nassforschen, pardon: supercoolen Sanna passen. Vielleicht mehr zu Irmgard Keun, die 1936 ein Verhältnis mit Joseph Roth begann, ihm in die Heimat seiner jüdischen Vorfahren folgte, nach Galizien, wo sie mit ihm die Passion für Literatur und Alkohol teilte. Sei's drum, ihr Roman ist allemal des Lesens wert, sicherlich auch geeignet, die Welt zu verstehen, zumindest doch ein Quäntchen davon. Für gute Literatur gibt es kein Verfallsdatum.

Reinildis Hartmann

Die KZ-Gedenk- und Informationsstätte Porta Westfalica

Wir besuchen 

Ursprünglich wurden im Jakobsberg bei Minden in den bestehenden Stollen Erze und Sandstein abgebaut. Die Untertageverlagerungen in Porta Westfalica gehörten als KZ-Außenlager dem Konzentrationslager Neuengamme an. Ein Jahr lang, bis Mai 1945, wurden Häftlinge für den Stollenausbau zur Zwangsarbeit verpflichtet. In drei Lagern brachte man die Häftlinge unter: Barkhausen, Neesen und Hausberge. Insgesamt befanden sich 3000 Häftlinge in Porta Westfalica.

Als 1943 die Alliierten begannen die deutsche Rüstungsindustrie anzugreifen, verlagerte man diese Produktion in den unterirdischen Raum. Porta Westfalica steht beispielhaft dafür, wie bestehende Bergwerke als Produktionsstätten für die Rüstungsindustrie umfunktioniert werden sollten. Da der Platz in den Stollen nicht ausreichte, zwang man KZ-Häftlinge zunächst zum Ausbau der Stollen. Im März 1944 kamen die ersten 300 Häftlinge aus dem KZ Buchenwald in Porta Westfalica an. Wenngleich die Lager bald der Ver-



waltung und Organisation des KZ-Neuengamme unterstellt wurden. Die SS beschlagnahmte das bis dahin beliebte Hotel Kaiserhof und funktionierte es als Lager für die Häftlinge um. Die Hoffnung auf bessere Lebensbedingungen war unter den Häftlingen dementsprechend groß. Tatsächlich war die Unterbringung genauso primitiv ausgestattet wie in den Stammlagern. Unmittelbar nach der Ankunft der ersten Häftlinge in Bark-

hausen folgte der Marsch in den Stollen. Im 12-Stunden-Schichtsystem musste gearbeitet werden, ohne Rücksicht auf den gesundheitlichen Zustand der Häftlinge. Hierarchische Strukturen des Stammlagers wurden übernommen und an Funktionshäftlinge übertragen. Brutale Misshandlungen erlitten die Inhaftierten von Funktionshäftlingen, der Wachmannschaft und der Zivilbevölkerung. Grundsätzlich waren die Unterbringung

»...ein Zeugnis der unterirdischen NS-Rüstungsfabriken«

und Verpflegung sowie die Arbeitsbedingungen darauf ausgelegt die Inhaftierten durch Mangelernährung, hygienische Missstände und schwerste körperliche Arbeit zu ermorden. Obwohl es zeitgenössisch längst alltäglich war schwere Arbeiten von Maschinen verrichten zu lassen, mussten die Häftlinge mit primitiven Arbeitsgeräten schuften, wie Spitzhacke, Schubkarre und Schaufel. Drei neue Stollen wurden unter den Decknamen Stöhr I und II und Dachs I geschaffen. Planmäßig sollte die Flugzeugteileproduktion dort untergebracht werden, von der man nach alliierten Angriffen auf die Treibstoffproduktion Abstand nahm und stattdessen Radioröhren, Tornisterfunkgeräte und Spulen herstellte. In den letzten Kriegswochen 1945 räumten die Nationalsozialisten das Lager und transportierten die Häftlinge in unterschiedliche Außenlager (u.a. Wöbbelin, Salzwedel), wo sie Anfang Mai von den Alliierten befreit wurden.

Die strafrechtliche Verfolgung der Täter, die sich ausschließlich mit den Verbrechen in Porta Westfalica als Außenlager des KZ-Neuengamme beschäftigten, war der Prozess des französischen Tribunals in Rastatt. Zwei hochrangige Funktionäre der SS vor Ort wurden zum Tode verurteilt, viele der Täter wurden mit Haftstrafen belegt. Standortleiter und SS-Obersturmbannführer Hermann Wicklein hingegen wurde nie zur Rechenschaft gezogen.

Lediglich das Stollensystem Dachs I ist heute noch so erhalten, dass es betretbar ist – ein Zeugnis der letzten unterirdischen Rüstungsfabriken im Nationalsozialismus. Die alliierte Militärregierung baute die Stollen an ihre Ursprungsorte zurück und begann nach der Demontage der Stollen mit deren Sprengung. Im April 1946 wurde das Stollensystem unterhalb des Kaiser-Wilhelm-Denkmal gesprengt. Auf die Sprengung des gesamten Jakobsbergs



verzichtete man, da diese Auswirkungen auf den Berg, die Weser und die umliegende Infrastruktur gehabt hätte. So blieb der Stollen Dachs I erhalten.

In den 1980er Jahren begann ein reges Interesse der Bürgerschaft an der Stollenanlage in Porta Westfalica. Bis zur aktiven Auseinandersetzung mit ihr ist die Stollenanlage sowohl als vergessener Ort als auch mit großer Neugier von der Bürgerschaft wahrgenommen worden. Im Jahr 2009 gründete sich dann der Verein KZ-Gedenk- und Dokumentationsstätte Porta Westfalica e.V., der das langfristige Vorhaben umsetzte, eine Gedenkstätte zu errichten, um die Stollen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Viele öffentliche Veranstaltungen rückten die Gedenkstätte und den Verein

in das Interesse der Stadtbevölkerung. Kurz darauf erfolgte die Eröffnung der oberirdischen »Wege der Erinnerung.« Die ersten Führungen im Stollen fanden 2016 statt. Das große Interesse an den Führungen und der Weiterentwicklung der Gedenkstätte zu einem Lern- und Gedenkort ist bis heute nicht erloschen. Im Gegenteil: das Interesse steigt stetig. Für das Jahr 2023 ist eine oberirdische Container-Ausstellung geplant. Langfristig sollen der Gedenkstätte Porta Räume zur Verfügung stehen, um die Geschichte der Stollenanlagen auch außerhalb der Stollen selbst zu vermitteln. Denn die Ansiedlung einer unter Naturschutz stehenden Fledermausart ermöglicht keine ganzjährige Öffnung des Stollens.

Mareike Fiedler/Anja Mausbach

Den Schmerz der anderen begreifen

Hanno Loewy, Direktor der Jüdischen Museums Hohenems, titelte letztes Jahr einen Artikel zum sogenannten »neuen Historikerstreit« um die Vergleichbarkeit von Holocaust und kolonialen Verbrechen in der TAZ »Erinnerungskultur ist nicht aus Beton«. In Anlehnung an Jürgen Habermas schrieb er, Erinnerungskultur, müsse »sich um die Perspektive der Menschen erweitern, die Teil unserer Gesellschaft wurden und werden«. Das fordert auch die Autorin dieses neuen Buches.

Anhand von Beispielen aus verschiedenen Zeiten und Teilen der Welt, von Mali bis zu den russischen Kriegsgefangenen im Stalag 326 VI K in Stukenbrock, erinnert sie an Menschenrechtsverletzungen, Verfolgungen und Ermordungen und die darüber entstandenen oder eben auch verdrängten Gedenkkulturen. Sie berichtet über Taten des NS-Regimes und der Kolonialmächte Frankreich, Deutschland und Großbritannien, aber auch etwa von Pol Pot und den Khmer Rouge, dem kambodschanischen

Aufstand im Warschauer Ghetto (1943).

Diese Parallelen, welche die Autorin manchmal selbst für nicht ganz stimmig hält, sind meines Erachtens zu unsystematisch und zu locker, um wesentlich zum Verständnis des historischen Verhältnisses von Schoa und Kolonialismus beizutragen. Das ist aber auch nicht der Anspruch des Buchs. Hingegen gelingt es der Autorin, mit neuen Perspektiven auf die deutsche Geschichte in den Leser*innen eine Sensibilität für andere

»kein Schmerz, der nicht zählt«

Den Schmerz der Anderen zu empfinden ist, wie Charlotte Wiedemann zu Beginn erklärt, nicht immer gleich einfach. Örtliche und psychologische Nähe spielen eine Rolle, verspüren wir doch eher Empathie mit denen, die uns vermeintlich nahestehen und denen wir zu gleichen glauben, während uns der Schmerz im doppelten Sinne »Anderer« weniger berührt. (Dass die Kategorien des »Eigenen« und des »Anderen« nicht starr sind und mitunter auch Folge ungleicher Machtverhältnisse, erläutert die Autorin an vielen Beispielen.) Andererseits können wir diesen Schmerz verstehen lernen und so zum »Reparieren« der Welt beitragen.

Auf letzteres hat die Autorin es mit diesem Buch angelegt. Charlotte Wiedemann plädiert für ein humanistisches Weltverständnis, »das die Ökonomien der Empathie überwindet und die kolonialen Verletzungen des Gemeinsamen zu reparieren sucht. Sagen wir: Es sind Keime des Erinnerns für eine Welt, in der es keine Hierarchie von Leiderfahrungen mehr gibt und keinen Schmerz, der nicht zählt« (S. 280). Die Autorin widmet ihr Buch denn auch der Schoa-Überlebenden Esther Bejarano, die ihre eigene Geschichte verband mit der Geschichte heutiger Verfolgter.

Regime, das zwischen 1975 und 1979 mit äußerster Brutalität gegen Angehörige des eigenen Volkes vorging.

Viele dieser schrecklichen Verbrechen sind heute in Deutschland wenig im öffentlichen Bewusstsein verankert. Die Journalistin füllt hier eine Wissenslücke und trägt zum besseren Verständnis der Gewaltverbrechen deutscher und anderer Kolonialherrschaften bei. Gut verständlich und mit enorm viel Empathie schreibt sie über Verletzungen, die zu Unrecht vergessen oder verdrängt wurden, und über Erinnerungskulturen, die uns vielleicht fremd sind, aber deshalb nicht weniger wichtig als unsere eigenen.

Dabei bringt sie immer wieder Vergleiche zur Schoa auf, einerseits solche, die historisch gemacht wurden, zum Beispiel von französischen und deutschen Intellektuellen im algerischen Unabhängigkeitskrieg (1954-1962) oder von Menschenrechtsaktivist*innen in Südafrika, um die Apartheid zu denunzieren. Andererseits stellt sie auch eigene Vergleiche her, etwa zwischen dem Maji-Maji Aufstand der Bevölkerung im Süden des ehemaligen Deutsch-Ostafrikas gegen die deutsche Kolonialherrschaft (1905-1907) und dem jüdischen

Perspektiven zu entwickeln. Diese wird gefragt sein, wenn sich die Gedenkkulturen auch in Deutschland mit der sich verändernden Gesellschaft, die sie ja auch pflegen muss, weiterentwickeln werden.

Kathrin Pieren



Charlotte Wiedemann:

»Den Schmerz der anderen begreifen. Holocaust und Weltgedächtnis«

Propyläen, 2022, 288 S.

Schlaglichter



1 MINISTERPRÄSIDENT UND 40 ANDERE GESCHÄTZTE GÄSTE

Am 13. April 2022 empfing das Museum eine geballte Menge prominenter Gäste: Aus Anlass eines vom Dorstener Bürgermeister angebahnten Besuchs von NRW-Ministerpräsident Wüst waren mehr als 40 Gäste aus Religionsgemeinschaften, Politik und Kultur bei uns; Anlass war das zu Ende gehende Festjahr »1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland«. So waren u.a. der Bischof von Münster, Dr. F. Genn, der Landesvorsitzende der jüdischen Gemeinden, Zwi Rappoport, die Antisemitismusbeauftragte des Landes NRW, Sabine Leutheusser-Schnarrenberg, Vertreter aus Bundestag, Bezirksregierung, Landschaftsversammlung und Stadtrat zugegen. (Die durch eine Autobahnsperrung an der Teilnahme verhinderte EKD-Ratsvorsitzende Dr. Annette Kurusch wird ihre Visite bald nachholen.)

Nach einer knappen Einführung in die Geschichte, Programmatik und Gegenwart des Museums, seine musealen und pädagogischen Projekte, haben wir in einem Rundgang das Konzept der Dauerausstellung präsentiert; abschließend gab es Statements einiger der Gäste, die die Bedeutung solcher Lernorte unterstrichen, die Wichtigkeit eines anhaltenden und phantasievollen Engagements gegen Antisemitismus und auch das erfreuliche und jahrzehntelange zivilgesellschaftliche Engagement im Museum. Natürlich kamen auch die Projekte zur Sprache, die das Museum im Rahmen des Festjahres

bearbeitet hat: der neue Film »#jüdisch«, eine Fotoausstellung zur jüdischen Gegenwart mit Fotos von Dirk Vogel (die auch als Wanderausstellung ausgeliehen werden kann), unsere Sommerreihe zur jüdischen Kultur heute... Den anwesenden Vertreterinnen des Vereins »1700 Jahre ...« galt unser Dank für ihre Unterstützung. Viele derer, die zum ersten Mal bei uns waren und sich über unsere gegenwartsorientierte Präsentation freuten, betonten: »Wir kommen wieder!«

JUBILÄUMS-MITGLIEDER- VERSAMMLUNG

»Kein großes Tamtam« – das war Konsens bei der Diskussion, wie wir unser 30jähriges Bestehen begehen sollten. Also gab es – neben einer Instagram-Kampagne und einer neuen Buchveröffentlichung (s. Schalom Nr. 90) – nur eine »angereicherte« Mitgliederversammlung am 9. Mai 2022: Mit einem spritzigen und zugleich nachdenklichen Vortrag über die »Aufträge« jüdischer Museen heute belebte Dr. Christian Walda (Dortmund) diese Jubiläums-Versammlung. Insbesondere betonte er die großen Chancen, mittels bildender Kunst offene Fragen und Ambivalenzen zu präsentieren. Danke – da bleibt genug zu tun für die nächsten 30 Jahre!

DER UKRAINE ZUHÖREN

Vieles gibt es nachzuholen in der Wahrnehmung unseres Beinahe-Nachbarn Ukraine, das ist seit dem 24. Februar offensichtlich. Ukrainische und andere Autor*innen aus Mitteleuropa haben sich seit über 20 Jahren um unsere Aufklärung bemüht. Wir haben einige von ihnen – mit belletristischen Texten, mit Essay-Auszügen und aktuellen Tagebuchnotizen – zu Wort kommen lassen. Unsere kleine und schnell improvisierte literarische Lesung »Der Ukraine zuhören« am 27. März ergab – neben vielen neuen Einsichten und Einblicken mit-

tels Texten von Manes Sperber, Nata-scha Wodin, Serhij Zhadan u.a. – ein Spendenaufkommen von 400 € für die Hilfsaktion von Kontakte/Kontakty an bedürftige NS-Überlebende in der Ukraine.

KULTURSOMMER BRINGT INSTITUTIONEN ZUSAMMEN

Zum ersten Mal fand der Dorstener Kultursommer 2022 über mehrere Wochen hinweg und auf alle Stadtteile verteilt statt. Organisiert wurden die Veranstaltungen von Kulturschaffenden und Kulturrorganisationen vor Ort, gefördert wurden sie dabei von der Vereinten Volksbank.

Das Jüdische Museum wartete mit drei Veranstaltungen auf, zwei davon im Rahmen der Initiative »Brückenschlag« (siehe unten). Unter dem Stichwort »Wir feiern die Maloche!« organisierte es gemeinsam mit der Tisa von der Schulenburg-Stiftung einen Tag zum Thema Bergbau-Arbeit. Während eines Sonntags im September waren die Türen des Tisa-Archivs auf Zeche Leopold geöffnet. Eine Auswahl von Zeichnungen aus dem Frühwerk der Künstlerin aus ihrer Zeit in County Durham (Nordeng-



Isabel Frey
Bild: Ralph Gorski

land) wurde ausgestellt und mit einer Lesung aus ihren Schriften untermalt. Dr. Ludger Joseph Heid sprach nachmittags über die Zehntausenden von jüdischen Männern, die zwischen 1915 und 1923, zum Teil freiwillig, zum Teil zwangsrekrutiert, ins Ruhrgebiet kamen, um dort im Bergbau zu arbeiten. Einen stimmigen Abschluss machten die von Isabel Frey aus Wien vorgetragenen jiddischen Arbeiter*innen und Revolutionslieder.



Opella Nova

BRÜCKENSCHLAG

Seit diesem Jahr finden die Veranstaltungen der Initiative »Brückenschlag« nicht mehr geballt im Herbst, sondern übers Jahr verteilt, statt. Jeweils im Januar und August erscheint ein Programmheft, erhältlich ist es beim Jüdischen Museum Westfalen und anderswo in der Stadt.



Prof. Karim Fereidooni,
Bild: JMW, Kathrin Pieren

Den Anfang machten zwei Veranstaltungen im Rahmen des Dorstener Kultursommers. An der neuen Schule sprach Prof. Karim Fereidooni von der Ruhr-Universität Bochum zum Thema »Rassismuskritik in Schule und Gesellschaft«. Der gebürtige Dorstener und ehemalige Lehrer am St. Ursula-Gymnasium zeigte anhand von Forschungsuntersuchungen, wie verbreitet oft unbewusste rassistische Denkmuster an Schulen heute immer noch sind und auch über Lehrmittel weitertradiert werden. Zehn Tage später begeisterte das a cappella Quintett Opella Nova das Publikum mit dem Programm »Freudentränen«, Vertonungen von Psalmen aus fünf Jahrhunderten in der Martin-Luther Kirche in Holsterhausen.

Übrigens ist dieses Brückenschlag-Programm das erste, das ohne den Ideengeber Franz-Josef Stevens auskommen muss: Wir bedanken uns bei ihm für die Start-Initiative und viele Jahre anregender Zusammenarbeit!

WELCOME! WITAM! WELKOM!

Wer das Jüdische Museum Westfalen besucht, musste bisher deutsch verstehen (oder eine englische bzw. französische Führung buchen). Ab sofort gibt es für Besucher*innen der Dauerausstellungen die wichtigsten Texte auch in englischer, polnischer und niederländischer Übersetzung. Die handlichen illustrierten Broschüren – entstanden u.a. mit Hilfe des Kreises Recklinghausen – können bei der Rezeption ausgeliehen werden. Wir freuen uns über internationalen Besuch.



Bild: JMW, Anja Mausbach

EUROPÄISCHES KLASSIKFESTIVAL

Dieses Jahr feiert das Europäische Klassikfestival sein 25-jähriges Bestehen. Mit »PIANO! – KlassikFAKten« startet seine jüngste Konzertreihe jedoch erst in die zweite Saison, in der es neben Duisburg, Essen, Herne und Marl zusätzlich nach Haltern am See und ins Jüdische Museum Westfalen expandiert hat. Im Fokus dieser Reihe stehen Klavierabende internationaler Pianisten in historisch einzigartigen und bedeutenden Gebäuden im Ruhrgebiet.

Dienstag, 1. November 2022, 17:00 Uhr: Henri Sigfridsson spielt W.A. Mozart – Sonate KV 570 und Ouvertüre aus »Die Zauberflöte« KV 620 sowie Chopin/Godowsky – Etüden für die linke Hand aus op. 10 und Op. 25.

Mittwoch, 4. Januar 2023, 19:30 Uhr: Marc Pierre Toth und Volker Zwetschke spielen Beethoven – Sonate op. 6 für Klavier zu vier Händen; Chopin – Préludes, Nocturnes, Etüden (Auswahl) und Polonaise op. 44; Beethoven – Sonaten op. 109 und op. 27 Nr. 2 (»Mondschein«)



Henri Sigfridsson
Bild: Marco Borggreve

»1700 JAHRE...« – NICHT ZUM JUBELN, ABER ERFREULICH

Das Festjahr »321 – 2021. 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland«, wegen Corona ganz pragmatisch um ein halbes Jahr verlängert, stieß am Anfang, auch bei uns, auf Skepsis: Denn da war natürlich keiner ungebrochenen Kontinuität zu gedenken, sondern einer Geschichte voller dramatischer Brüche. Wir haben uns dennoch aktiv beteiligt, und mehr als 800 Institutionen und Initiativen bundesweit taten es gleichfalls mit etwa 2.400

Veranstaltungen. Und wenn auch diese Angebote oftmals die ohnehin Interessierten erreicht haben, gab es doch viel Neues: in den Medien, in den Schulen, im Umfeld der jüdischen Gemeinden, in unkonventionellen Ausstellungen, Konzerten und interaktiven Websites, so dass die zentrale Botschaft auch viele weniger Informierte erreicht haben dürfte.

Diese Botschaft klingt banal, bleibt aber dringlich: »Interessiert Euch nicht nur für tote Juden, sondern guckt Euch vor Eurer Haustür um!« Mit dem öffentlichen Begehen jüdischer Fest-

tage, mit kulturellen Events jüdischer Nachwuchs-Künstler*innen, mit Filmen und Podcasts über die Vielfalt jüdischer Selbstverständnisse heute sind Öffnungsschritte gelungen, die (wenn auch der Antisemitismus erwartungsgemäß nicht plötzlich ausgestorben ist) tatsächlich auf langfristige Wirkungen hoffen lassen. Wir bleiben dran...

Ein bebildertes Bilanz-Buch wird im November im Leipziger Verlag Hentrich & Hentrich erscheinen.



Rezension

Ein unermüdlicher Streiter für die Demokratie

Als sich kurz nach der Befreiung der Konzentrationslager 1945 jüdische Überlebende in einem Land wiederfanden, das nicht nur materiell, sondern vor allem moralisch in Trümmern lag, avancierte Philipp Auerbach zu einer wegweisenden Persönlichkeit in der frühen Bundesrepublik. In dieser Rolle – mehr pragmatischer Lotse für die vielen Gestrandeten und Verlassenen und weniger Lichtgestalt – wurde der charakterfeste gebürtige Hamburger zu einem geachteten wie gefürchteten Verfechter der Demokratie in einer Zeit, in der die Mehrheit der Deutschen lieber den Mantel des Schweigens über die Vergangenheit gelegt hätte.

Mit seiner im August 2022 im Aufbau-Verlag erschienenen biographischen Studie Auerbach. Eine jüdisch-deutsche Tragödie oder Wie der Antisemitismus den Krieg überlebte, zeichnet der Autor

und Journalist Hans-Hermann Klare ein eindrucksvolles Porträt der wegweisen- den Persönlichkeit Philipp Auerbach, dessen Werdegang als einer der bedeutendsten Streiter für den demokratischen Wiederaufbau einzigartig ist. Entstanden ist ein vielstimmiges Bild jüdischen Lebens, das nicht nur deutsch-jüdisches Sendungsbewusstsein nach 1945 treffend formuliert, sondern auch die blinden Flecken und den fortlebenden Antisemitismus in Politik, Justiz und Gesellschaft der jungen Bundesrepublik aufdeckt.

Dabei gelingt es Klare, Auerbach als vielschichtige Persönlichkeit zu porträtieren: Als ein von Kämpfergeist und Gestaltungswillen Getriebener, der in der frühen Nachkriegszeit sein Verhandlungsgeschick und seine juristische Kompetenz nutzte, um sich ganz dem Dienst der Überlebenden zu verschrei-

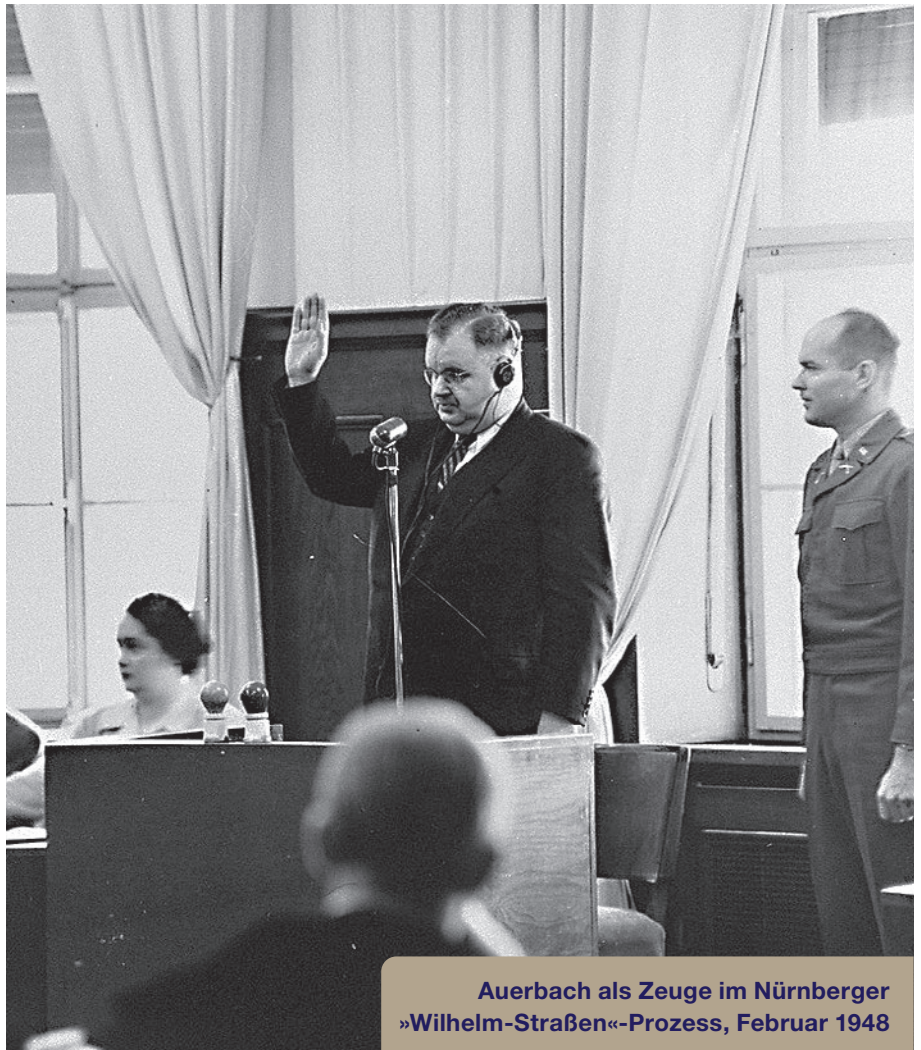
ben und für eine frühe Entschädigung derjenigen einzutreten, die unter den Nazi-Verbrechen gelitten hatten. Eine Stimme für diejenigen, die sonst niemanden hatten, der für ihre Interessen eingestanden hätte. Seine Charakterfestigkeit, aber auch die gelegentlich bis zur Renitenz neigende Persönlichkeit waren es, die Auerbach in zahlreichen Lebensstationen einerseits Rettungsanker waren, nach 1945 allerdings auch destruktive Auswirkungen haben sollten.

Auerbachs persönliche Sozialisation und Erfahrung waren dabei sein stärkstes Kapital, das ihn auszeichnete: Geboren 1906 in Hamburg als dritter Sohn des gutbürgerlichen und orthodox-orientierten Kaufmanns Aron Auerbach und seiner Frau Helene (geb. Posen), sorgte Auerbach bald nach seiner Ausbildung zum Drogisten in den 1920er Jahren in

liberal-demokratischen Vereinigungen mit seinem Redetalent für Aufmerksamkeit und stand als DDP-Mitglied für die Werte der Weimarer Republik ein. Sich gegen erstarkende rechte Organisationen und Antisemitismus zu wehren, war für ihn frühe Selbstbehauptung.

In den 1930er Jahren erkannte Auerbach schon früh die Bedrohlichkeit des NS-Regimes, so dass er bereits 1934 mit seiner Frau Martha und seiner 1933 geborenen Tochter Helen ins belgische Exil nach Antwerpen ging und sich dort mit einem Handel für Reinigungswachse eine gutbürgerliche Existenz aufbaute, ohne sein politisches Engagement zu vernachlässigen: So unterstützte er in den Jahren 1936 bis 1938 die spanische linke Volksfront gegen das faschistische Franco-Regime durch die Lieferung von chemischen Stoffen zur Waffenproduktion. Während seiner ersten Frau Martha und seiner Tochter die Flucht nach Amerika gelang, wurde Auerbach sein Engagement schon bald zur Gefahr: Mit dem Einmarsch der Deutschen in Belgien im Mai 1940 begann für den körperlich robusten Auerbach – mit einer Größe von 1,90 m eine imposante Erscheinung – eine Odyssee durch die Hölle von insgesamt neun Internierungs- und Konzentrationslagern, deren Grauen und Todesbedrohungen ihn aber nie brechen konnten.

Nach einer Internierung im französischen Lager Gurs 1940, folgten Internierungen in französischen Militärgefängnissen in Paris wegen des Vorwurfs »Waffenschmuggel und Landesverrat« bis er im Dezember 1942 durch die Gestapo nach Berlin in Polizeihaft am Alexanderplatz verbracht wurde. Im Juni 1944 wurde er nach Auschwitz deportiert, wo es ihm gelang, nach schwerer Arbeit im Steinbruch durch seine Chemiekenntnisse eine Arbeit in der Produktion von Mitteln zur Schädlingsbekämpfung und zur Herstellung von Seife zu überleben.



**Auerbach als Zeuge im Nürnberger
»Wilhelm-Straßen«-Prozess, Februar 1948**

Dem Todesmarsch im Januar 1945 folgte die Deportation nach Groß-Rosen und schließlich in das KZ Buchenwald, das am 11. April 1945 durch das US-Militär befreit wurde. Auschwitz bedeutete auch für Auerbach die ständige Angst vor dem Tod: »Mit rasiertem Schädel, dem Inbegriff eines KZ-Häftlings, war das Ganze ein schreckliches Schauspiel. [...] in eine Reihe, Antreten vor dem Block zum Zählen [...] Das war manchmal schwer auszuhalten, unerträglich kalt mit Schauern von Regen, Schnee im Winter. Wir mussten stillstehen, während ein arroganter Scharführer oder Rottenführer sich einen Überblick verschaffte. Wenn ein Häftling fehlte, begann er, uns zu be-

leidigen, zu schlagen, er fluchte und brüllte, während das Personal des großen Lagers stehen bleiben musste [...] Häufig wurden alle Juden mitten in der Nacht aufgerufen, sich für die Selektion bereit zu machen. Jeder war schockiert zu sehen, dass eine Kommission aus ange-trunkenen SS-Scharführern den einen für arbeitsfähig erklärte und den anderen für den Ofen aussortierte. [...]« (S. 170–171)

WEITERMACHEN – AUERBACHS ÜBERZEUGUNG

Es sind diese Episoden aus Auerbachs Leidensweg, wodurch Hans-Hermann Klares Studie ihre aufrüttelnde Kraft



entwickelt und die eine persönliche Innensicht Auerbachs ermöglicht, die beispielhaft für viele ähnliche Schicksale gelesen werden kann. Damit ist Klares Lektüre nicht nur Biographie, sondern auch ein erschütterndes Protokoll der Shoah und Seismograph der emotionalen Verfasstheit der jüdischen Gemeinschaft während der Nachkriegszeit.

Auerbachs Gestaltungswille war auch nach 1945 ungebrochen: Kaum mehr als 61 kg wog er zum Zeitpunkt seiner Befreiung im April 1945 und entwickelte ungeachtet dessen die Kraft weiterzumachen. Als ausgesprochen versierter Netzwerker machte er rasch auf sich aufmerksam, und die britische Militärregierung ernannte ihn aufgrund seiner zahlreichen Kontakte und guten Sprachkenntnisse bereits im September 1945 zum Oberregierungsrat in Düsseldorf. Dort lebte er in einer Wohngemeinschaft mit dem Sozialdemokraten Walter Kolb. Er kümmerte sich um die Versorgung mit Unterkunft, Nahrung, Kleidung, Möbeln und medizinischen Hilfsgütern.

Obgleich überlebender deutscher Jude, fanden bei Auerbach alle Überlebendengruppen Gehör, besonders die zahlenmäßig größere Gruppe der jüdischen Displaced Persons. Als vorwiegend jüdische Überlebende aus dem vormals besetzten Polen, dem Baltikum und der Sowjetunion strebten sie eine rasche Auswanderung an und sahen in der Gründung des Staates Israel ihre Zukunftsperspektive außerhalb des Täterterritoriums.

KEIN BEQUEMER

Gleichwohl machte sich Auerbach mit seinem Einsatz für jüdische Überlebende in der deutschen Mehrheitsbevölkerung nicht beliebt. So ordnete er Möbelsammlungen und Wohnungsräumungen in der Bevölkerung an, die oft auf Unverständnis und Gegenwehr stießen. Auch verwaltungsintern war er kein Bequemer:

Kurzzeitig oblag es ihm bis Dezember 1945, ehemalige NSDAP-Funktionäre in Düsseldorf aufzuspüren, was ihm unter anderem in Konflikt mit bedeutenden Angehörigen der Düsseldorfer Politprominenz brachte, deren rechtsnationale Haltungen einem demokratischen Wiederaufbau nicht gerade förderlich waren.

Obschon Auerbach aus diversen anderen disziplinarischen Gründen seine Position als Oberregierungsrat auf Anordnung der britischen Militärregierung Ende 1945 räumen musste, blieben sein

Ruf und seine Verhandlungskompetenz in der Politik nicht unbemerkt. So wurde er im Oktober 1946 als bayerischer Staatskommissar für rassistisch, religiös und politisch Verfolgte nach München berufen. Mit seiner »Auerbach-Behörde« leisteten er und 170 Mitarbeiter*innen in München und Augsburg ein erstaunliches Pensum an Aufgaben für den Wiederaufbau jüdischen Lebens. Von Entschädigungsregelungen bis hin zu Anträgen für eine Ausreise – die Behörde verhalf über 100.000 Überlebenden zur Ausreise – wurde Auerbach zum Dreh- und Angel-



Philipp Auerbach auf der Gedenkveranstaltung anlässlich des 1. Jahrestages der Befreiung des Konzentrationslagers Bergen Belsen 1946 (LVR-ZMB, H. Berben)

punkt jüdischer Zukunft in Deutschland oder im Ausland: »In Philipp Auerbach gab es in München einen Mann, der um die Schwierigkeiten wusste, aus den Resten oft zufälligen Überlebens einen Amtsvorgang zu machen.« (S. 23)

So bemerkenswert rasch Auerbachs politischer Aufstieg und seine Verdienste waren, umso stärker schürten diese auch Neid, Hass und Missgunst in den Reihen (ehemaliger) nationalsozialistischer Funktionäre, die zum Teil weiter bedeutende Ämter innehatten. Klare demaskiert dieses kriminelle System der NS-Kontinuitäten in Richterrobe und des fortlebenden Antisemitismus anhand des »Fall Auerbach« als bezeichnendes Beispiel. Auerbachs unkonventioneller Charakter und sein bestimmtes Auftreten waren gleichermaßen geachtet wie gefürchtet, nicht immer hielt er sich dabei an disziplinarische Vorgaben und Spielregeln der Amtsführung, galt teilweise als egozentrisch. Darin lag die Tragik seiner letzten Jahre.

Persönliche Verfehlungen waren es schließlich, die Auerbach 1951/52 zu Fall brachten und ihn der Willkür deutscher Nachkriegsjustiz unterstellten. Am heftigsten wog dabei wohl der Vorwurf, sich als Leiter des bayerischen Landesentschädigungsamtes Wiedergutmachungsgelder in Höhe von 100.000 DM erschlichen zu haben, wovon er jedoch freigesprochen wurde. Die Nebenanklagepunkte der Erpressung, Bestechung und der unbefugten Führung eines Doktorgrades führten schließlich am 14. August 1952 zu einer Verurteilung zu zweieinhalb Jahren Haft.

Verfahren und Verurteilung entwickelten dabei einen skandalösen Sog, der weit in die Gesellschaft hineinragte. Das Skandalöse tritt in Klare Lektüre deutlich hervor: Es waren die Personen und destruktiven Kräfte in der Justiz, die über ihn zu Gericht saßen: der Richter

Josef Mulzer, ehemaliger Oberkriegsgerichtsrat im »Dritten Reich« und weitere Beisitzer sowie Staatsanwälte, die ehemalige Mitglieder der NSDAP waren.

Bezeichnend für die Befangenheit der deutschen Justiz war somit im eigentlichen Sinne nicht das Urteil bzw. Strafmaß von zweieinhalb Jahren Haft, das über Auerbach nach 62 Verhandlungstagen im August 1952 verhängt wurde. Die Schwere des Urteils lag, gemessen an Auerbachs Verdiensten, vielmehr in der Niederlage gegen diejenigen, die das Urteil über ihn fällten. Es war für ihn daher nicht nur eine schmerzende persönliche Niederlage, sondern auch für die demokratischen Werte und das Vertrauen, das er in die junge Bundesrepublik gelegt hatte. Mehrmals dem Tod der Nationalisten entronnen, sah Auerbach schließlich nur noch die Befreiung im Suizid durch eine Überdosis Schlaftabletten, um dem fortlebenden Antisemitismus doch noch entkommen zu können.

So war es an einem heißen Spätsommertag, dem 16. August 1952, als mit dem Tod Auerbachs eine wegweisende und mahnende jüdische Stimme des deutschen Judentums verstummte, deren Verdienst für die Nachkriegsgesellschaft nicht hoch genug zu bewerten ist und dessen Tod auch als Anklage an ebendiese zu verstehen ist.

Mit seiner Auerbach-Biographie hat Hans-Hermann Klare ein wichtiges Stück Aufarbeitung geleistet für diesen »Wegbereiter in die Zivilisation« (S. 15). 450 Seiten und 16 Kapitel ermöglichen Leser:innen nicht nur aufschlussreiche Einblicke in das Leben einer großen jüdischen Persönlichkeit, sondern sind auch ein gesellschaftlicher Spiegel, der bis in die Gegenwart hinein scheint und dazu aufruft, für Demokratie einzustehen.

Besonders die gründliche Recherche von Hans-Hermann Klare bereichert

die Publikation: So lässt er nicht nur die persönlichen Erinnerungen Auerbachs einfließen, sondern festigt den Grad der Authentizität durch zeitgenössische Stimmen von Weggefährten wie den österreichischen Schriftsteller und Widerstandskämpfer Jean Améry und weiteren Persönlichkeiten wie Primo Levi, Elie Wiesel und Hannah Arendt sowie umfangreicher Forschungsliteratur. Eine empfehlenswerte Lektüre, der ein breites Publikum zu wünschen ist.

Sebastian Braun



Hans-Hermann Klare:

Auerbach. Eine jüdisch-deutsche Tragödie oder Wie der Antisemitismus den Krieg überlebte,

Aufbau Verlag, Berlin 2022, 475 Seiten, 28,00 €

Zentrum für Verfolgte Künste und Bildungs- und Gedenkstätte Max-Leven-Zentrum Solingen

Seit 2015 gibt es in der Klingenstadt ein international orientiertes Zentrum für Verfolgte Künste. Die im Bau befindliche Bildungs- und Gedenkstätte Max-Leven-Zentrum wird lokal ausgerichtet sein. Die beiden Organisationen haben aber gemeinsame Interessen und kooperieren bereits heute.

Der Grundstein für das Zentrum für Verfolgte Künste wurde von der Else Lasker-Schüler-Gesellschaft in Wuppertal unter der Leitung von Hajo Jahn vor dem Hintergrund der rassistischen Gewaltanschläge gegen Geflüchtete und Minderheiten im wiedervereinten Deutschland (Rostock, Hamm, Mölln, Cottbus, Solingen usw.) in den 1990er Jahren gelegt. Unterstützt wurde das Anliegen von zahlreichen Künstler*innen und Schriftsteller*innen. Bis das Zentrum im alten Gräfrather Rathaus, wo sich auch das städtische Kunstmuseum befindet, öffnete, sollte es weitere 20 Jahre dauern.

VERFOLGT UND DANN VERGESSEN

Das Museum widmet sich »ausschließlich Künstler*innen, deren Entfaltungsmöglichkeiten und Werke durch die Diktaturen des letzten Jahrhunderts und totalitäre Regime bis in die Gegenwart hinein blockiert, verhindert oder vernichtet wurden«. Aus diesen Gründen sind mehrere der hier ausgestellten Künstler*innen, etwa Eric Isenburger oder Oscar Zügel heute nicht mehr so breit bekannt, können nun aber hier entdeckt werden. Zur Sammlung kommt jedoch auch die größte Sammlung des malerischen Werks von Else Lasker-Schüler außerhalb Israels sowie ihr gesamter Nachlass und auch der des Dichters, ehemaligen Dissidenten und späteren Staatspräsidenten der Tschechischen Republik Václav Havel. Umfangreich ist neben den Gemälden die graphische Sammlung, dazu kommt eine Literatursammlung mit den Werken verfolgter Autor*innen.



Die letzte Ausstellung mit dem Titel »1929/1955: Die erste documenta und das Vergessen einer Künstler:innengeneration« verglich zwei von Arnold Bode kuratierte Ausstellungen in Kassel, die »Vierte Grosse Kunstausstellung« und die erste documenta. Die Ausstellung demonstrierte, dass eine ganze Generation von um 1900 geborene Künstler*innen, die zum Teil in der ersten Ausstellung noch gezeigt wurden (davon viele Juden*Jüdinnen), nicht in den von der documenta eingeläuteten Kanon moderner deutscher Kunst aufgenommen wurden. Das von Dr. Jürgen Joseph Kaumkötter geleitete Museum kuratiert aber auch Online Ausstellungen und solche in anderen Museen und jüngst produzierte es mit dem MOCAP – Museum of Contemporary Art in Cracow den Film »Kichka – Life is a Cartoon« über die Beziehung des belgischen Holocaust-Überlebenden Henri Kichka mit seinem Sohn,

dem in Israel lebenden Künstler Michel Kichka, der die komplizierte Familiengeschichte als Cartoon verarbeitet hatte. Im 1700-Festjahr organisierte das Zentrum drei literarische Salons mit jeweils zwei jüdischen Autor*innen.

EINE NEUE GEDENKSTÄTTE FÜR SOLINGEN

Auf Weiteres ist hier auch die Ausstellung »... und laut zu sagen: Nein.« zu sehen, die das Team des Vereins »Bildungs- und Gedenkstätte Max-Leven-Zentrum Solingen e.V.« um die Vorsitzende Daniela Tobias produziert hat. Max Leven war Solinger Kaufmann und Kulturkritiker.



alle Bilder: JMW, Kathrin Pieren



» ...und laut zu sagen: Nein.«

ker. Er arbeitete in den 1920er Jahren als Journalist für die kommunistische »Bergische Arbeiterstimme«. Als Jude wurde er in der Pogromnacht am 10. November 1938 von NSDAP-Funktionären erschossen. Gegenstand der Ausstellung ist die Geschichte der Solinger Arbeiterbewegung, die Geschichte der Verfolgung durch die Nationalsozialisten sowie des Widerstandes, sie umfasst aber auch Tätergeschichten und schaut auf die ersten Jahre des Wiederaufbaus nach 1945. Hinter den zahlreichen Textpaneelen stehen viele Jahre intensiver Forschung, etwa im Rahmen der Errichtung von Stolpersteinen.

Das Zentrum hat noch keine eigenen Räumlichkeiten, aber unter Leitung des Solinger Stadtarchivs wird bereits die zukünftige Bildungs- und Gedenkstätte geplant. Standort eines kleinen Zentrums mit einer Dauerausstellung und einem ausgiebigen Lernprogramm wird voraussichtlich ab Herbst 2024 der Ort sein, wo Max Leven mit seiner Frau und ihren drei Kindern lebte, wo er arbeitete und schließlich umgebracht wurde, ganz in der Nähe auch der »Arbeiterstimme«, der Parteisitze von SPD und KPD und des Spar- und Bauvereins Solingen. Der Ort ist also ein authentischer, obwohl

man ihm das kaum mehr ansieht, und das Studienzentrum selbst in einem Neubau gleich bei der neuen Stadtparkasse untergebracht werden wird.

Nebst der Ausstellungstätigkeit gibt es weitere Projekte. Im Herbst wird ein Kinderbuch mit der Lebensgeschichte von Bella Tabak, einem jüdischen Mädchen, das 1938 mit ihrer Familie aus Solingen flüchten musste, herauskommen. Dieses Gemeinschaftsprojekt wurde zusammen mit drei Lehrerinnen und dem Technischen Berufskolleg Solingen erarbeitet. Im 1700-Festjahr organisierte das Zentrum mehrere Stadtführungen zur jüdischen Geschichte Solingens. Ein weiteres wichtiges Projekt ist die Erinnerung an die Solinger Synagoge, an deren Platz heute ein baufälliger Bunker steht. Aufgrund von Bauplänen und wenigen Fotos konnte ein 3D-Modell erarbeitet werden, was mit dem alten Bunker geschehen soll, ist allerdings offen. Mehrere vom Max-Leven-Zentrum durchgeführte Workshops im Rahmen einer Heimatwerkstatt sollen auch darauf eine Antwort geben. Zum 150-jährigen Jubiläum des Baus wurde am 12. März 2022 in Anlehnung an ein zentrales Fenster der Synagoge eine Rosette aus gerosteten Stahl des Künstlers Michael Bauer-Brandes angebracht.

Es gibt also bereits jetzt sehr vieles zu sehen in Solingen, und mehr ist auf dem Weg.

Kathrin Pieren

Zentrum für Verfolgte Künste

Wuppertaler Str. 160
42653 Solingen

Öffnungszeiten:
Dienstag bis Sonntag und feiertags
10–17 Uhr



Baustelle mit Einblick in die Räume des Max-Leven-Zentrums



Der jüdische Kalender

WILLKOMMEN IM JAHR 5783!

So werdet ihr auch in der Dauerausstellung des Museums begrüßt. Doch, warum ist das so? Und warum wurde in diesem Jahr schon der Jahreswechsel gefeiert? Der jüdische Kalender orientiert sich an den Mondphasen. Anders als der allgemeine Kalender, der gregorianische, der sich an der Sonne orientiert.

Die christliche Zeitrechnung begann mit der Geburt von Jesus Christus. Im Judentum kommt Jesus zwar auch vor. Er gilt als Prophet und jüdischer Gelehrter. Aber er ist nicht der Messias, der Erlöser als der er im Christentum verehrt wird. Daher beginnt die jüdische Zeitrechnung schon 3760 Jahre vorher. Der jüdische Kalender betrachtet das Jahr der Erschaffung der Erde als Startpunkt für die Zählung. Dieser Zeitpunkt geht aus der Tora hervor.

Somit begrüßen wir euch heute im Jahr 5783 im Jüdischen Museum Westfalen.

Alles klar? Na, dann versucht doch mal euer Geburtsdatum auszurechnen.

Aber Achtung, die Monate heißen anders und das neue Jahr beginnt schon im Tischri mit dem Feiertag Rosch Haschana (=Kopf des Jahres). Nach der Überlieferung ist es der Tag, an dem Adam und Eva erschaffen wurden. Wenn du also zwischen Mitte September und Ende Dezember Geburtstag hast, muss du noch ein Jahr dazuzählen. Dann hat im Judentum das neue Jahr nämlich schon begonnen:

3760 + ... = ...

Mareike Fiedler

Die Monate folgen dem Mondzyklus. Aber im Judentum hängen die Feiertage alle mit bestimmten Jahreszeiten zusammen. Diese werden allerdings durch die Sonne bestimmt. Damit das Mondjahr mit seinen 354 Tagen und das Sonnenjahr mit seinen 365 Tagen zusammenpasst, muss immer mal wieder ein Schaltmonat eingefügt werden. Das bedeutet, der Monat Adar wird zweimal nacheinander begangen. So ist es möglich, dass ein Frühlingsfest wie Pessach immer im Frühling gefeiert wird und das neue Jahr immer im Herbst beginnt.

Die Monate heißen: Tischri, Cheschwan, Kislew, Tewet, Schewat, Adar, Nisan, Ijjar, Siwan, Tammus, Aw, Elul



Ein Stück Dauerausstellung,
das öfter verändert wird ...

Welcome to the Year 5779!
Willkommen im Jahr 5779!

Begeben Sie sich hier auf einen Rundgang durch
das jüdische Jahr. Lernen Sie wichtige Feste kennen
und erfahren Sie, wie sich ein Jahr aufbaut,
das sich vor allem nach dem Mond ausrichtet.